

ZEITSCHRIFT FÜR

# GEO POLITIK

XVII. JAHRGANG 1940

10.

HEFT / OKTOBER

**Haushofer: Eine geopolitische Dreiecks-Vollendung**

**van Essen: Die fränkisch-germanische Entzweigung**

**Bhaffa: Die Raumpolitik der Parteien Indiens**

**März: Die Domäne der Seemacht**

**Haushofer: Vom Buchwert transatlantischer Wachstumspitzen**

**Küppers-Sonnenberg: Achsenschnittpunkt Budapest**

**Görlich: Weltmacht und Weltsprachen**

---

**Berichte — Späne — Kurznachrichten — Schrifttum**



# ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

**Dr. KARL HAUSHOFER**

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität  
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

**SCHRIFTFLEITUNG:**

Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36

Fernsprecher: Heidelberg 3742

**Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten**

**XVII. JAHRGANG / HEFT 10 / OKTOBER 1940**

## INHALTSVERZEICHNIS

### AUFSÄTZE

<i>Karl Haushofer: Eine geopolitische Dreiecks-Vollendung</i> .....	455—456
<i>Jac van Essen: Die fränkisch-germanische Entzweiung</i> .....	457—469
<i>K. A. Bhatta: Die Raumpolitik der Parteien Indiens</i> .....	470—479
<i>Josef März: Die Domäne der Seemacht</i> .....	480—484
<i>Karl Haushofer: Vom Buchwert transatlantischer Wachstumspitzen</i> .....	484—486
<i>G. A. Küppers-Sonnenberg: Achsenschnittpunkt Budapest</i> .....	487—491
<i>Ernst Görlich: Weltmacht und Welt Sprachen</i> .....	492—493

### BERICHTE

<i>*** Streiflichter auf den atlantischen Raum</i> .....	494—498
<i>Karl Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum</i> .....	499—503
<i>Späne der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik</i> .....	504
<i>Kurznachrichten</i> .....	504—507

### SCHRIFTTUM

<i>Karl Haushofer: Einzelbesprechungen</i> .....	507—508
<i>Gustav Fuhrmann: Rußland, Ostseeraum und Skandinavien</i> .....	508—509
<i>Rupert von Schumacher: Schrifttum über Deutschland und Deutschtum</i> .....	510

### ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Prof. K. A. Bhatta, Berlin W 30, Eisenacher Str. 7 III — Dr. Jac van Essen, z. Zt. St. Gallen, Gallusstraße 36 — Dr. E. Görlich, Gewitsch (AfG) — Prof. Dr. Karl Haushofer (AfG), München O 27, Kolberger Straße 18 — Dr. G. A. Küppers-Sonnenberg, Trebbin, Kr. Teltow — Dr. habil. Josef März (AfG), Dozent an der deutschen Karls-Universität, Prag VII, Winzer Str. 15

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

**Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AIG. RM 4.40 / Einzelne RM 2.— / Jahrg. m. Inhaltsv. RM 22.—**  
**Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—**

Postcheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag / LUDWIGSHAFEN 124 61 / Wien 559 18

**KURT VOWINKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36**



**KARL HAUSHOFER****Eine geopolitische Dreiecks-Vollendung**

Zum 27. September 1940

Seit einem Menschenalter verfolgt der Schreiber dieser Begrüßungszeilen — aus reif gewordenen Erfahrungen in Abendland und Fernost, geleitet von den Eindrücken hervorragender, kulturpolitisch wirksamer Auslandsdeutscher und der Überzeugung ehrfurchtheischender Staatsmänner von Rang — das geopolitische Ziel, das Großdeutschland, Italien und Japan am 27. September 1940 gemeinsam erreichten. Seit mehr als einem halben Menschenalter ließ es die „Geopolitik“ nicht aus dem Auge und wies rastlos Wege dazu.

Nun es erreicht ist, besteht die Gefahr des „Überfreuens“, die andere, daß uns Wunschträume über das einer solchen weltweiten Verbindung Mögliche hinwegtäuschen. So rechnen wir nüchtern in Raum, Volkszahlen und Zeit!

Zunächst ja verkündet schon der Wortlaut des Vertrags stolze, würdige Mäßigung, weit entfernt von jedem Übermut, der manchem naheläge.

Wer das Dreieck um die Alte Welt nicht angreift, wer ihre neue, werdende Ordnung nicht stört, wer sich nicht unbefugt in Festlandeuropa und Ostasien einmengt, der hat nichts von dieser neuen Ordnung zu befürchten. Sie hält sich an Goethes reife Weisheit: „Was Euch nicht angehört — müsset Ihr meiden; was Euch den Frieden stört — dürft Ihr nicht leiden.“ Dazu hat sie die Kraft!

Mit dem Sowjetbund wünschen die Dreiecksmächte alte Abmachungen zu ehren, neue zu schließen. Freunden öffnen sie weit ihren Bund. Oft haben sie versichert, daß sie den Zusammenstoß mit dem britischen Weltreich nicht gesucht haben, so wenig ihnen einfällt, Amerika in seinen Ordnungen zu stören. Zu einem Frieden in Ehren und Gleichberechtigung haben sie sich oft genug bereit erklärt; noch jüngst hat ihn der Kaiser von Japan in seinem Gruß an den deutschen Führer als Ziel seiner Wünsche hingestellt. Aber eben diese Gleichberechtigung gesteht das alternde, herrisch gewordene Weltreich den Mächten der Erneuerung nicht zu und hat sie dadurch zusammengeballt. Im Wesen der Gleichberechtigung liegt es, daß die Pistole der Seeräuber, von geraubten Inseln aus zur Blockade gespannt, aus dem Zusammenleben der Völker wegfalle, daß künstliche, kleinräumige Zergliederung und Verkehrsverstümmelung nicht aufgedrängt werde, daß Neidfetzen, Korridore, Zwangsriegel in Ost und West verschwinden und ein wirklich freies Meer hemmungslos flute: der Menschheit gemeinsames Gut!

Dafür stehen nun drei große Mächte ein rings um die Alte Welt, nicht mehr nur von örtlicher Großmachtgeltung, sondern dank ihrem Verband als Anlieger aller drei großen Weltmeere, deren vereinigte Wehrkraft auf 20 Mill. Krieger, 2 Mill. Tonnen Kriegsflotten, 35 000 Flugzeuge geschätzt wird, alle drei kriegs-erprobt, gewohnt mit weiten Räumen zu schalten.

Auch ohne besetzte Gebiete, Generalgouvernement und Protektorat\* steht das Großdeutsche Reich fest auf 682 000 qkm und 80 Mill. Einwohner, mit Protektorat und Generalgouvernement auf der Menschenkraft von 107—109 Mill.; Italiens Impero auf rund 3 940 000 qkm und 54—55 Mill.; Japans Reich auf 680 000 qkm



mit 103—104 Mill., aber in enger Verbindung mit dem Kaiserreich Mandschukuo (1,3 Mill. qkm, bald 40 Mill. Einwohner), der Inneren Mongolei (noch unsicheren Gebiets) mit 3—4 Mill. und mit den bereits der Neuordnung Ostasiens eingefügten Teilen von China (mit etwa 1 Mill. qkm und 100 Mill. Einwohner), ein Raumblock von über 3 Mill. qkm voll zielbewußt geführter, sich selbst genügender Menschenkraft.

Wägt man den reinen Rückhalt an aktivem Wehrwillen, so sind rund 200 Mill. Menschen bereit, ihre ganze Willenseinheit an den Enderfolg des Dreiverbands zu setzen, dem weitere 108 Millionen mit ihrer Arbeitskraft zur Verfügung stehen. Kein Weltreich erreichte bisher diese Zahlen wirklicher, voller Einsatzbereitschaft, am wenigsten eines, das unter einer halben Milliarde allein ein vergewaltigtes Kaiserreich von mehr als 370 Mill. umschloß, Indien, das nun aus seiner Zwangsvormundschaft hinausstrebt.

Überdies aber stehen den, in ihren Kernländern von Menschengedrange erfüllten Verbandsmächten Küstenmeere offen, die ihren Gegnern verschlossen sind und die raumpolitische Bewegungsfreiheit über die engen Landräume hinaus gewährleisten: Ostseeraum und Adria, Japansee und Innere Japanische Seewehrzone. Zu den rund 1400 km deutscher Küstenentwicklung trat die Atlantische Europafront vom Nordkap bis zur Biskayasee mit Gegenblockade Großbritanniens; zu den 8000 km der Halbinsel Italien kamen weite Strecken im Mittelmeer, ein Stahlvorhang von den Seealpen bis zur Sahara, Küstenmacht am Roten Meer und Indischen Ozean; zu den mehr als 52 000 km Küstenentwicklung des Japanischen Reiches kam die Seegeltung des ausgesprochensten Inselreichs der Erde am Pazifik.

So reichen sich in der Vollendung einer die Alte Welt schützend umspannenden Eurasiapolitik allerdings kontinentale und ozeanische Bestandteile in einem Gesamtgefüge, in einem weitgespannten vielfältig verzahnten Bau die Hände, der Meisterschaft zur Schaffung, zur Leitung und zum Zusammenhalten in weltüberschauender Wirkung voraussetzt.

In Erdteilen, Kontinenten und Weltmeeren muß denken können, Wehrstrecken von mehreren Tausenden von Kilometern muß überschauen, wer sich an solche Aufgaben wagt.

Aber zu diesem Zweck erlebt und erfühlt, lernt und studiert und lehrt man Geopolitik. Hier steht ein Beispiel geopolitischer Höhenleistung vom Anfang bis zum Abschluß auf Probe. Nun wird sie bestanden, wenn die Rechnung aufgeht.

Quod erat demonstrandum! Was zu beweisen war! — und zu beweisen ist.

---

Mit einer furchtbaren, auch für ihr eigenes Dasein folgenschweren Entscheidung haben uns die augenblicklich meerumspannenden Kultur- und Wirtschaftskörper unserer eigenen Rasse aus ihrer Mitte gestoßen und uns keinen Zweifel darüber gelassen, daß erst mit ihrer Zerstörung und Zersetzung wieder ein anderes, als das jetzige verstümmelte und versklavte Dasein für uns zu erwarten sei. Damit haben sie uns gezwungen umherzuspähen, wo wir Schicksalsgefährten in ähnlicher Lage finden. (...) Wir sehen solche Unglücksgefährten in den 900 Millionen Südasiaten, die um ihr Selbstbestimmungsrecht kämpfen wie wir, gegen die gleichen Unterdrücker wie wir, aber zum Teil mit wirksameren, den Daseinsbedingungen des Indischen und Großen Ozeans entnommenen Waffen, dem Rüstzeug dortiger Geopolitik. (...) Wir sehen, daß sich in jenen Erdräumen gerade an unseren erbarmungslosesten wirtschaftlichen und politischen Gegnern und Unterdrückern Auswirkungen strafender Gerechtigkeit teils erst vorbereiten, teils schon vollziehen.

Karl Haushofer 1924 in: Geopolitik des Pazifischen Ozeans



JAC VAN ESSEN

## Die fränkisch-germanische Entzweigung

Vorgeschichte der ersten deutsch-französischen Kriegsfolge (858—978)

*Ein Aufriß der Entstehungsgeschichte der fränkischen Entzweigung im gallisch-germanischen Stoßgebiet wird unsern Lesern wertvolle Eindrücke bringen, ohne daß sich Herausgeber und Schriftleitung alle Gesichtspunkte zu eigen machen. Er wird um so mehr willkommen sein, weil er in scharfer, verallgemeinernder Holzschnittmanier gerade von holländischer Seite, aus der Bataver-Ecke kommt, die mit am meisten unter der Entzweigung gelitten hat.*

*Aber das Bild ist groß und hart gesehen, und enthüllt uralte Schuld einer geopolitischen Verständnislosigkeit, die jahrtausendweit wirkt — von 486 bis 1940!*  
Herausgeber und Schriftleitung.

Die kriegerische Auseinandersetzung zwischen Karl dem Kahlen von Westfranken und Ludwig dem Deutschen von Ostfranken in den Jahren 856 bis 860 ist als erster deutsch-französischer Krieg zu betrachten, weil wir es hier zum ersten Male mit einem nationalen Gegensatz zu tun haben.

So sind also im Augenblick, wo der 33. Krieg zwischen den beiden Völkern gerade seinen militärischen Abschluß gefunden hat, gut 1100 Jahre vergangen, seit die fränkisch-germanische Entzweigung geopolitisch offen zutage trat.

Völkisch-kulturell wurde diese schon sichtbar vom Augenblick an, wo die merovingischen Franken sich dem Lebensstil der kolonial-römischen Oberschicht des von ihnen eroberten transalpinen Galliens anließen und damit zugleich auch ihre altniederdeutsche Mundart aufgaben. Nur an ihrem salisch-germanischen Hausrecht hielten sie fest — was selbstverständlich war, denn nur dadurch vermochten sie ihre politische Vormachtstellung in den neu gewonnenen Gebieten zu behaupten.

Um die Begebenheit in ihrer Vorgeschichte zu verstehen, muß man zurückgehen auf die Zeit, da es den Römern strategisch notwendig erschien, von der schon längst in ihrem Besitz befindliche Provincia Gallica (der heutigen Provence) aus, das ganze transalpine Gallien zu unterwerfen und so die Germanen vom Osten her in die Zange zu fassen.

Als Julius Cäsar 58 v. Chr. die Aktion durchführte, fand sich nach seinen Angaben in Gallien folgendes völkisch-rassische Verhältnis vor: im Südwesten wohnten „Aquitaner“, im Nordwesten „Belgier“ und in der Mitte, von Helvetien bis Armorica (der heutigen Bretagne), „Gallier“ im eigentlichen Sinne.

Die Aquitanier waren wohl der Hauptsache nach mit den heutigen Basken identisch, d. h. ein Rest der nicht-indogermanischen, westischen Urrasse Europas, die bekanntlich auch jetzt noch mit etwa  $\frac{3}{4}$  Million Köpfen beiderseits der westlichen Pyrenäen an der Atlantikküste siedelt.

Die Gallier in engerem Sinne waren keltische Indogermanen, einer vorgeschichtlichen nordischen Völkerwanderung entstammend, mit der das Eisen nach Europa kam und durch welche die ansässige westische Urbevölkerung nach den Gebirgstälern abgedrängt wurde. Die Römer kannten sie schon aus Norditalien, das sie bekanntlich Gallica Cisalpina nannten. Von den Neugermanen unterschieden sie sich sprachlich und kulturell grundsätzlich. So war z. B. die bei ihnen übliche Machtstellung der Priester (Druiden) sowie die weitgehende Versklavung der Volksmasse den Germanen gänzlich unbekannt. Ungeachtet einer gewissen äußeren Übereinstimmung, empfanden die Römer sie denn auch als eine eigenständige Volkheit und hießen sie nicht „Speermänner“, wie der Ausdruck „Germanen“ buchstäblich besagt, sondern „Hahn-männer“, nämlich nach ihrem angeblichen Vogelkult (Gallus = Hahn).



Die Belgier waren, besonders im Norden (jenseits der Somme), wohl größtenteils echte Germanen, und zwar schon ungefähr ein Jahrhundert v. Chr. unter friesischem Druck mit Macht über den Rhein gedrungene Bataver und sonstige istävonische Nordstämme. Das von ihnen besiedelte Gebiet an Unterrhein und Schelde hieß demgemäß in der augusteischen Provinzeinteilung *Germania inferior*, zum Unterschied vom rechtsrheinischen *Germania magna* bzw. Großgermanien.

Vom Augenblick an also, wo die Tiefebene nördlich der Somme, d. h. der Hennegau und die Grafschaft Flandern, in der schriftlichen Überlieferung erscheint, gilt sie als germanisches Siedlungsgebiet.

Will man den Namen „Belgier“ beibehalten, so wäre er auf die sogenannten Wallonen zu beschränken, die ihn auch 1839, gelegentlich der Staatsgründung Belgiens durch die römische Kurie, tatsächlich nach fast 2000 Jahren wieder für sich in Anspruch nahmen. Sie unterstanden ja einer von Papst Pius V. bestellten *Confessio Belgica*, die einen ultramontanen Rekord darstellt; durch sie war ihnen die Bezeichnung „Belgier“ jahrhundertlang einge-redet worden.

Es handelt sich bei ihnen, wie bei den Basken und Savoyarden, der Hauptmasse nach um einen Rest der westischen Urrasse, die sich diesmal in den Herzinischen Alpen (Ardennen) behauptet hat. Sie wurden schon zur Zeit Chlodowichs (Ende des 5. Jahrhunderts) von Gallien aus christianisiert, dem sie ihre Latinisierung verdanken und ebenso die politische Möglichkeit, als romanisches Vakuum inmitten des rein germanischen Nordwesteuropas zu bestehen.

Den Namen „Wallonen“ tragen sie jedoch zu Unrecht, denn fränkisch „Wal-lones“, deutsch „Wälschen“ und holländisch „Walen“ bedeutet buchstäblich Verwalter bzw. Herrscher, ein Name, mit dem die tributpflichtigen Germanenvölker den Römern andeuteten. So heißt der rechte Rheinarm stromaufwärts auch jetzt noch Waal: er markierte, wie wohl auch die an der Scheldemündung liegende südsee-ländische Insel Walcheren, den römischen Reichsimes am Unterrhein, seit die auf-ständischen Bataver unter Claudius Civilis um 70 n. Chr. herum alle römi-schen Standlager rechts des Rheines zerstört hatten und *Cerealis*, der Pro-prätor Galliens, infolgedessen beschloß, das rechtsrheinische Gebiet nunmehr end-gültig aufzugeben.

Die Eroberung Galliens durch die Römer fiel bekanntlich in eine Zeit, wo die Germanen wieder stark unter Landhunger litten. Hätten die Römer sie etwa ein halbes Jahrhundert später versucht, so wäre sie wohl mißlungen, weil die Germanen dann schon zweifellos ganz Gallien beherrscht hätten. Schon hatte der sagenum-wobene Schwabenfürst Ariovist sein Reich über den Rhein bis an Doubs und Loire vorverlegt. Aber er wurde im entscheidenden Augenblick von Cäsar zurück-ge-drängt, was allerdings nicht hat verhindern können, daß die Vogesen und das Moselland von germanischen Stämmen besiedelt blieben und bei den Römern folge-richtig als *Germania superior* zusammengefaßt wurden.

Also nicht nur das unterrheinisch-scheldische, sondern auch das westliche mittel- und oberrheinische Gebiet, von Jura bis Ardennen, galt vom Augenblick an, da es urkundlich genannt wurde, als rein germanisch.

Diese Tatsache besteht ganz unabhängig davon, daß diese Gebiete längere Zeit hindurch unter römischer Herrschaft standen. Sie ist Ursache davon geworden, daß



das Keltische dort nicht vom Latein, sondern von deutschen Mundarten verdrängt wurde, was erst sehr viel später in bestimmten Gauen (Artois, Franche-Comté) vom modernen Franzosentum wieder rückgängig gemacht wurde.

Nur die Ardennen bilden mit ihrer westischen Urbevölkerung ein Vakuum, das aber erst in allerletzter Zeit, nämlich gelegentlich der Gründung des belgischen Königreiches durch die römische Kurie (die Rolle des Kardinals De Broglie!) das jetzige Ausmaß angenommen hat. Diese landfremde Staatbildung hat die wallo-



nische Siedlung im germanischen Nordwesteuropa nach Westen (Flandern) sowie Osten (Luxemburg) vorübergehend nicht unerheblich erweitert.

Der Feldzug Cäsars verhinderte etwa ein halbes Jahrtausend lang die Besitzergreifung Galliens durch die Germanen. Nur daß von dem von Drusus 12 v. Chr. bei Doetinchem am Niederrhein im Angriff begonnenen ersten Germanenkrieg ab, bis zu dem von Richimer 467 n. Chr. bei Bergamo in den Westalpen verteidigend beendeten letzten Germanenkrieg, der Rheinlimes des römischen Gallien nie einen Augenblick ruhig war.

Abgesehen davon, daß schon im ersten Jahrhundert nach Christi mit dem Cherusker Armino (9 n. Chr.) und dem Bataver Civilis (69 n. Chr.) zweimal hintereinander im germanischen Norden ein Liberator germaniae aufgestanden war, erhält man bezüglich Galliens aus den Wirren der Zeit vor der großen Völkerwanderung, also bis um das 4. Jahrhundert herum, folgendes ungefähres Bild:



Im Nordwesten drängen unaufhaltsam die seit Civilis freien batavischen Franken über den Rhein. Mit ihren Streifzügen suchen sie wiederholt sogar ganz Gallien bis an die Pyrenäen heim.

Im Nordosten (Mittelrhein) finden stetig Einbrüche der schwäbischen Alemannen statt, was bekanntlich dazu geführt hat, daß Deutschland französisch noch immer „Allemagne“ heißt, und zwar in mißbilligender Bedeutung des Wortes. Gerade beim Ausbruch dieses Krieges trat das wieder zutage, wenn die Pariser Boulevardpresse Deutschland ausgerechnet auf Grund der betreffenden Ereignisse als „zweitausendjährigen Erbfeind“ darstellte!

Drittens wurde die Nordsee- und Atlantikküste bis zum Biskaya von friesischen Sachsen terrorisiert, die ihre Seeräuberburgen an den Rheinmündungen hatten. Diese ersten Wikinger drangen sogar bis ins Mittelmeer vor!

Das Ganze endete um 350 damit, daß man den Franken das unterrheinische Germania inferior zur „freundschaftlichen“ Besiedlung übergab (Flandern bis zur Somme), den Alemannen (Schwaben) in Germania superior (Elsaß-Lothringen) „bundesgenössisch“ die freie Hand gelassen wurde und die Sachsen durch allmähliche Preisgabe von Britannien vom Rhein nach der Themse abgelenkt wurden.

Um 400 n. Chr. herum fand also der seit etwa 100 v. Chr., d. h. ein halbes Jahrtausend bestehende, germanische Charakter des Versailler Nord- und Ostfrankreichs von neuem seine geopolitische Bestätigung, wobei allerdings durch Verschulden des Germanentums selbst das belgische Vakuum in den Ardennen bestehen blieb.

Aber auch staatspolitisch war das Ende der Römerherrschaft gekommen. Schon längst hat die große neugermanische Völkerwanderung begonnen; sie erreicht im 5. Jahrhundert Gallien. Noch gelang es 443 Aetius, die germanischen Burgunder aus der Wormser Gegend als römische Förderaten an der Rhone anzusiedeln. Aber die Westgoten und Vandalen hatten die Grenze schon endgültig durchlöchert. Die erstgenannten hatten um 415 jenseits Loire und Rhone sogar schon ihr Tolosanisches Reich gegründet. In 451 wurde der Hunnenkönig Etzel zwar auf den Maricensischen oder katalaunischen Feldern geschlagen. Aber die von Aetius gegen ihn ins Feld gerufenen fränkischen Bundesgenossen fingen an, sich unter Führung ihres Königsgeschlechts der Merowinger als die Herren des Landes aufzuspielen.

Schließlich verblieb dem Römischen Reich im Norden Galliens nur noch ein kleines Gebiet um Soissons, wo sich der Statthalter Syagrius bis 481 halten kann, um dann vom merowingischen Volksfürst Chlodowich (Chlodewech, flämisch Lodewyk, deutsch Ludwig, französisch Clovis, später Louis) überrannt und hingerichtet zu werden, wodurch den Merowingern das ganze mittlere Gallien bis zur Loire zufiel. 15 Jahre später wendete er sich auch ostwärts zum Rhein und breitete sein Reich tief ins deutsche Land bis zum Neckar aus, so daß später das gesamte Rheingebiet von der Nordsee bis zum Bodensee von fränkischen Herzögen verwaltet wurde.

Da zu gleicher Zeit der ostgotische Heerführer Theodorich (Dietrich von Bern!) in der entscheidenden „Rabenschlacht“ (493) zum Herrn ganz Italiens und seiner Nebenländer geworden war, ist am Eingang des 6. Jahrhunderts also das ganze Weströmische Reich in germanischen Händen.

Die europäische Welt hatte auf kurze Zeit zwei geopolitische Schwerpunkte rein germanischen Gehalts: einen fränkischen mit dem in Soissons residierenden Chlodowich und einen gotischen mit Theodorich in Ravenna. Dieser Zustand wurde nicht nur von fast allen germanischen Stämmen anerkannt und als selbstverständ-



lich begrüßt, sondern fand auch in einem gegenseitig höchst freundschaftlichen Verhältnis der beiden Großen seinen Ausdruck, wie die Vermählung Chlodowichs mit Theodorichs Schwester Audefleda beweist.

Es hätte den Anfang einer großartigen Totalgermanisierung und damit bleiben der rassischen Befriedigung des gesamten Kontinents sein können, wenn nur nicht gerade das sich ereignet hätte, dem das Germanentum sich völkisch 600 Jahre lang erfolgreich widersetzt hatte: das geopolitische Schwergewicht des germanischen Lebensraumes war jenseits Alpen und Rhein, d. h. in altes weströmisches Reichsgebiet mit einer Bevölkerung von angestammt lateinischer Tradition, verlegt worden!

Hätte Theodorich seinen alten Sitz an der Donau nicht aufgegeben, so wäre es ein halbes Jahrhundert später wohl kaum zu der vollständigen Vernichtung seines herrlichsten aller Germanenvölker durch die mit der Besitzergreifung Roms heraufbeschworenen byzantinischen Rache gekommen.

Hätte Chlodowich seine flämische Herrenburg in Kamereich (Cambrai) an der Oberschelde (Hennegau) nicht mit dem römischen Statthaltersitz Soissons vertauscht, so wären die merowingischen Franken wohl nie so bald romanisiert und im Anschluß daran christianisiert<sup>1)</sup>, d. h. nicht Anstifter dieser für das ganze Europa so überaus verhängnisvollen fränkisch-germanischen Entzweigung geworden, deren 33. kriegerischen Ausbruch wir gerade in diesem Jahre erlebten.

Die frühe Geschichte des merowingischen Herrscherhauses kennen wir durch die vom Bischof Gregor von Tours (gestorben 590) verfaßte „Historia franciae“.

Chlodowich war der Kleinsohn desselben fränkisch-hennegauischen Teilkönigs Merowech, von dem das Geschlecht seinen Namen entlehnt und deren staatsbildende Tendenzen Etzel nach Gallien geführt hatten (sein Enkel Choroief den Hunnenkönig als Schiedsrichter gegen ihn zur Hilfe).

Der Name des unteren Teiles des südlichen Mündungsarmes des Rheines „Merwede“ (der obere Teil heißt Waal) erinnert noch an diesen Stammvater des berühmtesten und mächtigsten germanischen Königsgeschlechts des frühen Mittelalters, das vom Volke bald als gottähnlich betrachtet wurde. Es unterstand dem Hausrecht aller salisch-istävönischen Germanen, d. h. die Verwaltung der Gaue bzw. Reichsteile konnte nur Mitgliedern der Familie übertragen werden und war nur in der Manneslinie erblich, also ein sog. „Schwertlehn“. Beim Tode des Oberkönigs wurde das ganze Gebiet unter seinen Erben aufgeteilt, wobei jedoch der älteste legitime Sohn zur Wahrung der gesamtstaatlichen Einheit die Oberherrschaft übernahm und dazu den Staatsschatz ausgeliefert bekam.

Daß diese auf kleinstaatliche Verhältnisse zugeschnittene Tradition im merowingischen Großreich ständig Schwierigkeiten gab, wurde vor allem durch die von den Franken auch nach ihrer Christianisierung nicht aufgegebene Unsitte der Mehrehe gefördert. Der sog. „Merowingische Greuel“ bestand vor allem darin, daß man sich ständig gegenseitig zerfleischte und so nicht nur eine ruhige staatlich-kulturelle Entwicklung der Dinge unmöglich machte, sondern auch allzu bequem völkischen Gegenkräften unterlag.

Es fing schon mit dem ersten Großkönig Chlodowich selbst an.

Nachdem er seinen Sitz von Kamereich nach der 90 km südlicher an der Aisne gelegenen alten römischen Statthalterresidenz Soissons verlegt hatte und aus politischen Gründen zum Christentum übergetreten war, fand er weder äußere noch innere Gelegenheit mehr, den römischen Verwaltungsapparat zu germanisieren und die germanische Weltanschauung auch dadurch zur Geltung zu bringen, daß er die römische Amtssprache durch die fränkische niederdeutsche Mundart ersetzte. Hätte der Merowinger damals sein rassisch-völkisches Vermächtnis richtig verstanden, so spräche Europa nicht nur wie jetzt im alten Germanien Schwäbisch-Hochdeutsch, sondern auch im alten Gallien Flämisch-Hochholländisch, so daß es nie zu einer

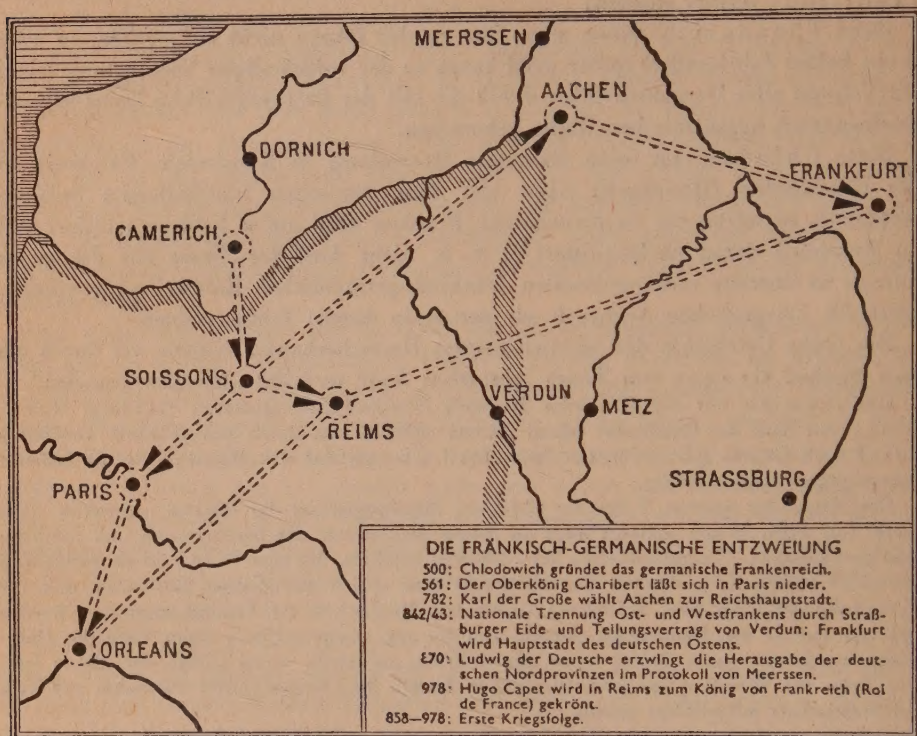
1) Er ließ sich 496 katholisch taufen, nach seinem Sieg über die Alemannen.



sprachlich-kulturell veranlaßten fränkisch-germanischen Entzweigung gekommen und auch die blutige Christianisierung Mitteleuropas durch Karl den Großen unterblieben wäre.

So jedoch gerieten die Merowinger bald ganz in die Macht der schon größtenteils dem katholischen Christentum ergebenden kolonial-römischen Oberschicht Galliens. Dadurch ging im selben Augenblick, wo das Germanentum nach fünfhundertjährigem blutigem Ringen endlich staatsrechtlich Gallien für sich gewann, dieser Teil Europas durch eigene Schuld sprachlich-kulturell für immer verloren.

Was dem Deutschtum in 33 kriegerischen Auseinandersetzungen an blondem Mut und auch Hochmut in der französischen Mentalität entgegengetreten ist, war im Grunde deutsches Erbe, das seine völkisch-rassische Bestimmung verfehlt hat und



durch romanische Vergiftung zu einer bis Mai 1940 dauernden Blutrache aufgestachelt wurde. Denn auch was uns im modernen vernichteten und verjudeten Frankreich an wirklichem Kampfeswillen entgegengetreten ist, entstammt dem gotischen, burgundischen und fränkischen Germanentum, das in Hugenottenkriegen und mit der Großen Revolution ständisch aufgerieben wurde, wodurch „la Grande Nation“ für alle Zukunft das rassische Rückenmark brach.

Nach Chlodowichs Tod (511) findet eine neue Reichseinteilung (nicht Verteilung!) unter seinen vier legitimen Söhnen statt (siehe Karte II).

Der älteste, Theodorich, nach dem berühmten ostgotischen Bruder seiner Mutter genannt, bekommt selbstverständlich den Hauptteil, nämlich den deutschen Osten (= Ostfranken oder Austrien), mit Reims als Hauptsitz, wohin auch der Reichsschatz gebracht wird, denn ihm fällt ebenso selbstverständlich die oberkönigliche Führung im großfränkischen Gemeinwesen zu. Hiermit ist also historisch einwandfrei belegt, daß schon von Anfang an der



geopolitische Schwerpunkt des Frankenreiches auch nach Auffassung der Merowinger selbst in Deutschland lag. So kann man diesen Theodorich mit gutem Recht als den ersten eigentlichen deutschen König der Neuzeit betrachten.

Der zweite Sohn, Chlotachar, bekommt das Stammland der Familie, das flämisch-hennegauische Francien (= Kleinfrancien, weil auch das gesamte Frankenreich [= Franken] zu dieser Zeit urkundlich als „Francien“ bezeichnet wird). Es versteht sich schon von selbst, daß er als Sitz nicht das altväterliche Kamereich, sondern Soissons, Symbol des fränkischen Aufstieges in Gallien, wählt.

Die beiden jüngsten Söhne bekommen die verfügbaren „Fremdsitze“ bzw. Kolonialgebiete. So Childebert die gallische Mitte (= Westfranken oder Neustrien), mit Paris als Wohnsitz. Er ist somit als erster eigentlicher französischer König der Neuzeit zu betrachten. Chlodomir schließlich bekommt das 507 noch vom Vater von den Westgoten eroberte Aquitanien mit Orleans. Ebenfalls eine historisch bemerkenswerte Begebenheit, weil doch dieses Orleans ein Jahrtausend lang Ausgangspunkt des südfranzösischen Widerstandes gegen das bald einsetzende Übergewicht des gallokeltschen Paris wurde.

Schon ein halbes Jahrhundert später (561) findet eine neue Reichseinteilung statt, und zwar diesmal zwischen vier Söhnen Chlotachars, dessen Brüder alle schon vor ihm kinderlos gestorben waren, so daß in letzter Zeit das gesamte merowingische Gebiet, das sich vor allem nach Deutschland hin weiter ausgedehnt hatte (Bayern!), wieder in einer Hand vereinigt war (erste Wiedervereinigung).

Der älteste Sohn, Charibert, nimmt jetzt das Westreich (Neustrien) mit Rouen an der Seine als Verwaltungssitz, während er sich als Oberkönig in Paris niederläßt. Der zweite, Guntchramm, bekommt den Fremdsitz Aquitanien mit Orleans. Der dritte, Sigibert, wird in Reims als König des Ostreiches (das deutsche Austrien) bestätigt. Der jüngste, Chilperich, zugleich der böartigste und vielleicht auch begabteste der Viernemannschaft, wird auf Kleinfrancien mit Soissons beschränkt.

Der Unterschied zu der ersten Vierteilung ist also, daß jetzt nicht mehr der deutsche Osten mit Reims als Schwerpunkt des Reiches erscheint, sondern das eigentliche Gallien mit Paris als Reichsmitte zur Geltung gelangt.

Daß es sich hier jedoch um eine Privatmeinung des schon gänzlich romanisierten Charibert handelte, hat nicht nur die spätere geschichtliche Entwicklung der Dinge reichlich bewiesen, sondern ging schon gleich daraus hervor, daß der junge Chilperich sich tätig, aber vergebens, der Überbringung des Reichsschatzes und damit der Reichsgewalt nach Paris widersetzte. Er mußte sich infolgedessen von Soissons nach Dornich (Tournay) in den Hennegau zurückziehen, womit das niederdeutsche Flandern zum letzten Male als eigentliches „Francien“ in der Geschichte erscheint.

Hiermit war die Grundlage der späteren Entwicklung gelegt, auch gerade was die kommende fränkisch-germanische Entzweigung anbelangt.

Was jetzt folgt, sind zwei Jahrhunderte lang merowingische Greuel in Optima forma. Die Mitglieder der Familie geraten in eine blutige Hausfehde, woran sich die entferntesten und unlegitimsten Verwandten und vor allem auch die Frauen beteiligen. Einander gewaltsam „ins Kloster stecken“ ist dabei das allerwenigste, und einander umbringen lassen die Regel. Daß das Gesamtreich dann und wann wieder in einer Hand vereinigt wird, ist fast ausschließlich Ränken und Meuchelmord zuzuschreiben, worin die entsittlichende Wirkung der stetig fortschreitenden Romanisierung des germanischen Herrschergeschlechtes deutlichst zum Ausdruck kam.

Der Fluch der merowingischen Untreue am germanischen Erbe brachte notwendig auch dadurch fortwährend Unheil, daß der deutsche Teil des Reiches sich diese Entwicklung nicht gefallen ließ und fortwährend den Versuch machte, sein rassisch-völkisch rechtliches Übergewicht zurückzugewinnen und so dem Charakter



des fränkischen Staatsgebildes als germanische Schöpfung wieder Geltung zu verschaffen.

So lief das Ganze politisch bald darauf hinaus, daß die stetig wechselnden und unmündigen Merowinger schließlich nur noch Schattenkönige waren. Die Regierungsgewalt gelangte ganz in die Hände der ihr Amt erblich wahrnehmenden Staatsgeschäftsführer oder Hausmeier (= Major domus). In engem Zusammenhang hiermit versteht es sich, daß vor allem die deutschen Hausmeiergeschlechter dabei in den Vordergrund traten.

Es war das Ende einer voraussehbaren Entwicklung, wenn 751 der deutsche Hausmeier Pippin der Kurze den letzten Merowinger aufs Leben in ein Kloster steckt und sich unter dem Schutz eines ergebenen Heerbannes auf dem Reichstage zu Soissons zum König von Franken (Großfrancien) und damit zum Beherrscher des gesamten Reiches erwählen und krönen läßt.

Der neue Herrscher war ein Sohn des Feldherrn Karl des Hammers (Charles Martel), der 732 in der Schlacht an der Loire (Tours und Poitiers) die von Spanien vordringenden Araber besiegte. Es handelte sich hier um das Geschlecht der Arnulfinge, später Karolinge, das den deutschen Bischofssitz Metz innehatte und als solches nicht nur das katholische Primat über Austrien ausübte, sondern im Zusammenhang damit auch die deutsche Hausmeierschaft errang. Schon ein Jahrhundert zuvor (657) hatte der zu diesem Geschlecht gehörende Major domus Grimwald vergebens versucht, den ihm anvertrauten merowingischen Königsknaben Dagobert seiner Thronrechte zu berauben und diese seinem eigenen Sohn Childebert zu schenken.

Daß der Staatsstreich diesmal gelang und das als heilig und gottentstammt empfundene Merowingergeschlecht tatsächlich beseitigt wurde, war wesentlich das Ergebnis eines Kuhhandels mit dem Papst.

Pippin kaufte sich die Zustimmung des römischen Stellvertreters Gottes mit dem Versprechen einer Hilfe gegen die italischen Langobarden. Sie wurde 754 tatsächlich geleistet und führte zu einer Landzuweisung an Papst Stephan II., die zur Grundlage des späteren Patrimonium Petri, d. h. des Kirchenstaates wurde (die berühmte „Pippinsche Schenkung“).

So hatte die fränkische Reichsidee in der Person des neuen Oberkönigs endlich wieder ihren deutsch-germanischen Charakter zurückerhalten.

Der dafür gezahlte Preis war jedoch wiederum ein Fluch des Geschickes, nämlich die daraus hervorgehende moralische Hörigkeit dem kirchlichen Primat von Rom gegenüber.

Die Karolinge haben 751 mit Pippin dem Kurzen ihre fränkische Königskrone im Grunde als päpstliches Benefizium empfangen, wie sie auch ein halbes Jahrhundert später mit Karl dem Großen ihre weströmische Kaiserkrone als solche empfangen.

So wurden die merowingischen Greuel am Ausgang des 8. Jahrhunderts nicht gesühnt, sondern bloß durch ihnen ähnliche „karolingische Greuel“ ersetzt. Nur daß jene geopolitisch ihr Hauptgewicht in einer auf Paris orientierten Romanisierung des Frankentums gefunden hatten, während diese sich geschichtlich ebenso notwendig als eine auf Rom orientierte Katholisierung des gesamten Germanentums austobten. Neben der Gründung des Kirchenstaates durch Pippin den Kurzen



seien hier beispielsweise noch erwähnt: das Blutbad von Verden durch den Sachsen-schlächter Karl den Großen; die Vernichtung seiner Sammlung altgermanischer Heldenlieder durch seinen Sohn Ludwig den „Frommen“; und schließlich die bis 1562 dauernde, unendlich viel Blut und Tränen kostende Unsitte, die deutsche Kaiserkrone jenseits der Alpen zu holen.

So wurde der von den Merowingern linksrheinisch verübte Verrat an fränkischer Sprache und fränkischem Lebensstil von den ihnen nachfolgenden Karolingern mit einem Verrat an germanisch-deutscher Lebens- und Weltanschauung vervollständigt.



Hiermit waren wesentlich die Vorbedingungen erfüllt, die zu einer nie wieder rückgängig zu machenden fränkisch-germanischen Entzweigung und damit zu dem 858 ausbrechenden ersten der 33 deutsch-französischen Kriege führten.

Was die ersten Karolinger über die ersten Merowinger heraushebt, ist in erster Linie dies, daß sie im allgemeinen bewußt europäisch dachten und bestrebt waren, die wachsende fränkisch-germanische Dualität wenigstens politisch zu überbrücken. Sie hatten nicht umsonst für die Merowinger die Staatsgeschäfte geführt! Daß sie dabei einsahen, daß nicht Frankreich, sondern das mitteleuropäische Deutschland das Rückgrat Europas darstellt, hob sie ebenfalls weit über jene heraus.

Wenn so Ludwig der Deutsche, Urenkel Karls des Großen, im Frühjahr 858 in das von seinem Bruder Karl dem Kahlen verwaltete Westfranken einmarschierte, so handelte es sich nicht um einen abermaligen Eid-, Friedens- und



Vertragsbruchs, wie gewisse Auchhistoriker dies- und jenseits des Rheines es darzustellen pflegten, sondern darum, die natürliche Zugehörigkeit des gesamten Rheinlandes zu Deutschland politisch zur Geltung zu bringen. Der Gedanke einer kontinentalen Hegemonie, womit die französischen Bourbonen Frankreichs Außenpolitik bis Mai 1940 beseelten, konnte im Grunde nur entstehen zufolge eines deutschen Versäumnisses, das der alte Ludwig noch 858 versucht hat einzuholen.

Aber sehen wir uns die damalige Zeitlage etwas näher an!

Das Reich Karls des Großen umfaßte zur Zeit, da Papst Leo ihn, den weltlichen Schutzherrn Roms (Patriarchus Romanorum) überraschenderweise in der Peterskirche zum Kaiser krönte (Weihnachten 800), das gesamte fränkisch-deutsche Siedlungsgebiet des Abendlandes (siehe Karte).

Schon 781 hatte er seinen ältesten legitimen Sohn Karl zu seinem Nachfolger bestellt und zur gleichzeitigen Wahrung der Reichseinheit zwei andere Söhne vom Papst zum König von Italien und Ludwig zu dem des inzwischen wieder unterworfenen Aquitanien. Als Belohnung wurde dem Papst sein Staat wieder erheblich erweitert, jedoch sozusagen als Gegengewicht dazu Karls vierter Sohn Drogo als Erzbischof von Metz (dem alten Sitz der Familie!) bestätigt und damit zum geistlichen Primas von West- wie Ostfranken gemacht. Verkündete er schon dadurch deutlich die Absicht, in der romanisch-germanischen Zweiheit des Gesamtfrankentums die deutsche Mitte (Metz lag in Austerien!) zu halten, so kam dies auch dadurch zum Ausdruck, daß er das genau auf dem gleichen Meridian im deutsch-fränkischen Rheinland liegende Aachen zur Reichshauptstadt wählte. Dort krönte er ein Jahr vor seinem Tode (813) seinen Sohn Ludwig (den Frommen), also den ehemaligen König von Aquitanien, zum Oberkönig von Franken (nicht zum weströmischen Kaiser!), weil seine andern Söhne alle schon gestorben waren (die eigentliche Kaiserkrönung erfolgte 816 zu Reims durch Papst Stephan IV., der dafür mit einer feierlichen Bestätigung seines Territorialbesitzes belohnt wurde).

Hiermit ist dieser Ludwig (Hludowic) also als erster eigentlicher Deutscher König zu betrachten.

Die von ihm gleich nach dem Tode seines Vaters vorgenommene Machtzuteilung an seine Söhne war der Beginn einer gegenseitigen Eifersuchtsfehde ohne gleichen, die von den merowingischen Greueln nur dadurch unterschieden war, daß sie nicht so sehr zu Pfaffenmacherei und Meuchelmord führte, sondern wohl im großen und ganzen auf dem Felde der Ehre, d. h. in der Schlacht, ausgekämpft wurde. Der tiefere Grund dazu ist jedoch nicht etwa die größere Anständigkeit der Karolinger (sie hatten schon bei den merowingischen Greueln tapfer mitgeholfen!), sondern die Tatsache, daß der kulturelle romanisch-germanische Gegensatz inzwischen so groß geworden war, daß das Ganze zu einer geopolitischen Entscheidung auf nationaler Grundlage hindrängte.

Bei den Enkeln Karls des Großen ist der Einsatz der Thronwirren nicht mehr eine monarchische Einteilung, sondern eine nationale Verteilung des Reiches Franken.

Wenn so 842 die beiden Söhne Ludwigs des Frommen, nämlich Ludwig der Deutsche als König von Ostfranken und Karl der Kahle als der von Westfranken, vorübergehend einen Kampfbund gegen ihren 823 zum Kaiser gewordenen Bruder Lothar schließen (Straßburger Eide), so ist an dieser geopolitisch wie nationalhistorisch entscheidenden Begebenheit zweierlei überaus bemerkenswert:

Erstens, daß dabei zum ersten Male in der Geschichte des Frankenreichs nicht mehr das übernationale, kirchlich sakrosankte Latein, sondern einerseits das Volksdeutsch (die *Lingua theodisca*), andererseits das Gemeinfranzösisch (die *Rustica*



Lingua Romana) als Urkundensprache zur Anwendung kommen (= kulturell-nationale Trennung von Deutschland und Frankreich).

Zweitens, daß es in engem psychologischen Zusammenhang damit geopolitisch darum ging, die traditionell von Kaiser Lothar erneut angestrebte übernationale Zusammenfassung der beiden Reichsteile, in Zukunft für immer unmöglich zu machen (= national-staatliche Trennung von Deutschland und Frankreich). Frankfurt wird jetzt zur Hauptstadt Deutschlands!

Wenn es im selben Jahre, nach einer brüderlichen Aussöhnung auf der Saone-Insel Anfilie, zum berühmten Teilungsvertrag von Verdun kommt, gibt es nachher in Mitteleuropa den Beginn eines deutschen und am Atlantik den eines französischen Nationalstaates, in der Mitte aber, als Symbol der schon aufgelösten Reichseinheit, das vom Mittelmeer bis zur Nordsee sich erstreckende pseudokaiserliche Lothringen (Lotharii regnum), mit seiner Hauptstadt, dem alten karolingischen Aachen (siehe Karte III).

Um diese Mitte, die nördlich des Jura entschieden dem deutsch-fränkischen Kulturkreis angehörte und südlich des Jura (Burgund, Provence; ich sehe natürlich ab von Italien), zwar ursprünglich germanisch, aber schon längst von romanischem Lebensstil durchsetzt wurde, ging von nun an der geopolitische Kampf der beiden staatsrechtlich in statu nascendi befindlichen kontinental-europäischen Großmächte.

Es war dabei von vornherein klar, daß der eigentliche Gegenstand dieses Kampfes die deutsch-fränkischen Nordprovinzen waren, d. h. die damals von Julius Cäsar annektierten *Germania inferior et superior*.

Das gerade geborene Erste Deutsche Reich des karolingischen Ludwig konnte sie ebensowenig aus seiner Mitte entlassen, wie das gerade geborene Dritte Deutsche Reich Adolfs Hitlers. Andererseits jedoch wurde von Paris aus das römische Erbe des gallischen Rheinlimes angetreten, und zwar im Grunde aus genau demselben geopolitisch unwirklichen „Schönheitsgefühl“ heraus, das den römischen Heerführer Cerealis seine linksrheinischen Standlager errichten ließ und noch im März 1940 den Pariser Kriegsdilettanten Reynaud zu seiner berühmten Europakarte inspirierte.

Durch den von der fränkisch-germanischen Entzweigung bedingten Zusammenbruch Großfrankens war die Uhr genau um sieben Jahrhunderte zurückgedreht. Und so sollte sie, ungeachtet vorübergehender Gelegenheitslösungen, bis zur Stunde stehenbleiben!

Während also schon 842 alle formalen Vorbedingungen zu einer ersten Kriegsfolge zwischen dem neuen Deutschland und Frankreich vorhanden waren, lieferten erst die staatspolitischen Ereignisse vom Jahre 855 das auslösende Moment.

In diesem Jahre starb erstens der alte Erzbischof Drogo von Metz, der letzte noch überlebende Sohn Karls des Großen. Es war ihm durch die Macht seiner hervorragenden Persönlichkeit sowie durch seine überaus wichtige Stellung als kirchlicher Primas von West- sowie Ostfranken (Ansatz zu einer Staatskirche nordischer Prägung!) immer gelungen, die Karolinger miteinander auszusöhnen.

Zweitens starb in diesem Jahre auch Kaiser Lothar und hinterließ seinem schwachen gleichnamigen Sohn die historisch so überaus schwer belasteten deutsch-fränkischen Provinzen des gesamtlotharingischen Reiches.



Nicht umsonst sah Karl der Kahle darin sozusagen die Hand Gottes, die ihn veranlassen wollte, das galloromanische Erbe des sich nicht an völkisch-nationale Wirklichkeit störenden „geopolitischen Schönheitsideals“ des Rheinlimes anzutreten.

Aber sein leiblicher Bruder Ludwig der Deutsche wacht und marschiert 856 über den Rhein (erster deutsch-französischer Krieg).

Nun zeigte sich etwas, das uns sonst wohl immer verborgen geblieben wäre, nämlich wie erstaunlich groß das germanische Zusammengehörigkeitsgefühl der doch schon längst gänzlich romanisierten fränkischen Oberschicht zur Zeit noch war: Karl wird bei Brienne von seinem Heerbann verlassen und der gesamte französische Adel erklärt sich daraufhin für Ludwig den Deutschen!

Die merkwürdige Begebenheit ist der unwiderlegbare Beweis dafür, daß damals auch die fränkisch-germanische Blüte der Oberschicht Galliens, ungeachtet der entstandenen sprachlichen Scheidung, die Mitte Europas noch als deutsche Mitte empfand und aus eigener Veranlassung das gallische Westfranken als eine Abspaltung Deutschlands betrachtete.

Was sich dort, auf der Ebene von Brienne, im Sommer 856 ereignete, war Ausdruck einer rassisch-seelischen Wirklichkeit germanischen Gehalts von so ungeheurer starker Lebenskraft, daß sie mehrere Jahrhunderte später noch zum gemeinsamen Erlebnis der Gotik führte, ein Erlebnis, das bekanntlich in der deutsch-lotharingischen Mitte (Münster von Reims und Straßburg!) geboren wurde.

Hätten die Dinge damals ihre geopolitisch natürliche, von den Ereignissen selbst angedeutete Lösung gefunden, so wäre dieser erste deutsch-französische Krieg auch zugleich der letzte gewesen.

Aber auch damals wirkte der schon von Tacitus ausgesprochene Fluch der deutschen Uneinigkeit: Karl fand Hilfe in Burgund und Bayern (!) und wußte 860 seinen Bruder dazu zu veranlassen, den bisherigen Gebietsstand wiederherzustellen (Friede von Koblenz).

Das war natürlich gar keine Lösung, und so wiederholt die Geschichte sich drei Jahre später, anläßlich des Todes des jüngeren Lothar. Jetzt aber schlägt Karl als erster zu und nimmt kurzerhand das ganze deutsche Gebiet links des Rheines in Besitz. Daraufhin kommt aber auch Ludwig sofort in Bewegung, und ein neuer Krieg wird schließlich nur dadurch vermieden, daß nach jahrelangem Hin und Her der Franzose einlenkt. 870 kommt das berühmte Protokoll von Meerßen (in Niederländisch-Limburg) zustande, worin der Teilungsvertrag von Verdun derart abgeändert wird, daß Ludwig der Deutsche die endgültige Herausgabe aller deutschen Siedlungsgebiete links des Rheines erzwingt. Die Grenze verläuft wieder an Maas, Saone und Rhone, während bezeichnenderweise die belgischen Ardennen zum französischen Anteil geschlagen wurden.

So ist der Vertrag von Meerßen das mehr als tausendjährige Reichsvermächtnis nicht nur des Rheinlandes in engerem Sinne, sondern auch Elsaß-Lothringens und der Niederlande.

Wenn es nachher innerhalb eines Jahrhunderts noch viermal zu einer kriegerischen Aktion zwischen den beiden jungen Nationalstaaten kommt (877, 923, 950 und 978), so handelt es sich ausnahmslos um französische Versuche, sich der lotharingischen Mark zu bemächtigen. Das letztmal (Fünfter Deutsch-Französischer Krieg) erscheint dazu der König von Westfranken mit einem Heer vor Aachen, um sich Kaiser Ottos II. zu bemächtigen und ihm so das Erwünschte abzuwingen. Der entkommt jedoch und erscheint kurz darauf zur Vergeltung bis vor Paris mit einem Heer, in dem alle deutschen Stämme vertreten sind. Hiermit war die erste deutsch-französische Kriegsfolge, die die Geschichte aufzuweisen hat, zu Ende.

Erst 260 Jahre später kam es zu einer neuen Kriegsfolge, die im Grunde genau denselben französischen Anspruch zum Einsatz hatte, aber in ihrer geopolitischen



Motivierung sehr viel weiter ging, weil sich darin schon das spätere, von den Bourbonen und Napoleoniden verwirklichte Bestreben nach kontinentaler Hegemonie zu regen begann<sup>1)</sup>.

In der Zwischenzeit organisierte Westfranken sich als französischer Nationalstaat romanisch-katholischer Prägung, indem es den Herzögen von Kleinfrancien gelang, allmählich das ganze Gebiet sich lehnspflichtig zu machen und so Gallien künftig nur dem Namen nach zu Großfrancien, d. h. zu Frankreich zu machen.

Schon 987 wurde der damalige Herzog von Kleinfrancien, Hugo Capet, zu Reims als erster König von Frankreich (Roi de France) gekrönt, womit der fränkisch-europäische Einheitsgedanke, dem sogar Karl der Kahle, als Enkel Karls des Großen, sich noch durchaus nicht ganz entfremdet hatte, von Paris aus gesehen für immer aufgegeben wurde.

Es sieht wie ein Hohn der Geschichte aus, daß der Letzte der Karolinger, der merkwürdigerweise wieder den altväterlichen Namen Arnulf trug, diesem ersten wirklichen Nationalkönig Frankreichs bei seiner Inthronisation Gottes Segen schenkte, weil er zu dieser Zeit ebenso merkwürdigerweise in Reims den altväterlichen Beruf eines Erzbischofs ausübte . . .

Ein zweiter Hohn der Geschichte war wohl, daß dieser Hugo Capet ausgerechnet Teilkönig von Kleinfrancien, d. h. vom Stammlande der alten sagenhaften Merowinger sein mußte, so daß durch diesen geopolitischen Zufall das heutige Frankreich den alten heiligen Reichsnamen bekam.

Und war es schließlich nicht ein dritter und letzter Hohn der Geschichte, daß die Krönung dennoch nicht in Soissons, sondern in Reims, d. h. in der Hauptstadt des ostfränkischen, also deutschen Teiles des ehemaligen merowingischen Großreiches stattfand?

So waren bei dieser feierlichen Gründung des galloromanischen Königreiches sowohl die merowingischen Anstifter wie die karolingischen Vollstrecker der fränkisch-germanischen Entzweigung zugegen.

Ihre Schatten büßten den Verrat, einmal im entscheidenden Augenblick an germanischer Rasse und germanischer Volkheit begangen, und sahen in den kommenden Jahrhunderten ohnmächtig zu, wie das mittelalterliche Gallien sich zum am stärksten romanischen und katholischen Land der Welt entwickelte.

Ihr Leben und Wirken germanischen Wesens war nur noch Mythos, als im Ausgang dieses Zeitalters der keltowestische Mischling sich vollgesogen hatte mit allem, was nur ungermanisch und unedel ist und sich daran machte, das eigene fränkische Germanentum auszurotten und das deutsche Germanentum dies- und jenseits des Rheines zu vergewaltigen: *Fina francia vera, fina europa unica*.

---

1) Siehe meinen Aufsatz „Frankreichs kontinentaler Hegemonietraum“ in „Vergangenheit und Gegenwart“, Leipzig, Bd. 30, Heft 4, 1940.



K. A. BHATTA

## Die Raumpolitik der Parteien Indiens

Wie planen die Parteien Indiens das zukünftige Reich?

O bwohl ihrem Programm nach noch mehr Parteien im politischen Leben Indiens existieren, kann man sie nach ihrem fundamentalen Unterschied, ihrer Gestalt, ihrem Streben und Endziel folgendermaßen gruppieren:

- I. die Imperialisten,
- II. die Loyalisten,
- III. die Liberalen oder Gemäßigten,
- IV. die Nationalisten.

Jede dieser Gruppen hat ihrem Endziel entsprechend einen Plan, der das zukünftige Reich Indiens darstellt.

## I

Die Imperialisten sind blutsmäßig britischer Herkunft; ihr mittelbar oder unmittelbar materielles und machtpolitisches Interesse liegt auf indischem Boden, ihre religiöse Gemeinschaft haben sie mit Großbritannien. Zu diesen Imperialisten gehören 1. die britische Regierung in Indien; 2. die europäisch-britischen Untertanen, die in Indien ansässig sind und 3. die Angloinder.

Schon vor 2000 Jahren hat Sallust erklärt: „Alle und jede Herrschaft läßt sich nur durch jene Künste erhalten, durch die sie von Anfang an erworben ist.“ Auf dieser Basis ruht das britische Imperium in Indien deutlich sichtbar. Da der Brite niemals Held, das Land bekanntlich nicht erobert, sondern geraubt hat, bedarf er natürlich derselben Kunst, mit der er den Imperialismus durchgesetzt hat, wenn er das Imperium halten will. Ob diese konservative Methode noch praktisch wirksam sein kann, ist eine andere Frage. Wenn man die Dokumente der verschiedenen bindenden Verträge zwischen den Regierten und den Regierenden, der konstitutionellen Reformen, der zahlreichen Kommissionsberichte, die aus Untersuchungen über Kultur, Wirtschaft, Wehr und politische Angelegenheiten hervorgegangen sind, gründlich prüft, sieht man deutlich, daß das britische Imperium in Indien aus folgenden machtpolitischen Faktoren, die immer wiederkehren, entstanden ist: Empörungs-, Täuschungs-, Zeitgewinnungspolitik, divide et impera-Politik, Ausnützungs- und Erpressungspolitik usw. Diese immer noch latent wirkende politische Taktik ist der eigentümliche Wesenszug des britischen Imperiums. Dazu kommt noch ein bindender Faktor: „das Prestige“, das der Brite in der Welt aufgestellt hat und von dem er wiederholt behauptet, daß es seine wirksamste Macht sei. „British power“, sagt Sir Chirol<sup>1)</sup>, „still supreme in India ... It is still British enterprise that leads the way and British capital that provides the Chief driving power.“ Trotz seiner totalen moralischen Niederlage in Vergangenheit und Gegenwart, behauptet der Brite sich immer noch in Indien als „deus ex machina“. Nun aber scheint stündlich der Zeitpunkt nahezurücken, an dem man vom britischen Imperium für immer sagen kann „zu spät“.

Die europäisch-britischen Untertanen in Indien betragen sich den Nationalisten gegenüber arrogant, herausfordernd, und sie spielen sich als die eigentlichen Herren des Landes auf. Ihre unbegründete rassische Hochmut ist für die Inder geradezu unerträglich geworden. Schon

seit langem verachtet man sie deshalb. Ihr Zustand erscheint den Nationalisten wegen ihrer moralischen Unzulänglichkeit verhängnisvoller als der der Parias. Die Imperialisten sind aber mit ihrer materiellen Macht und ihrem politischen Schutz eine der Säulen des britischen Imperiums. Ihre Zukunft wird sich, wie auch die Imperialisten in England bereits bemerkt haben, recht verhängnisvoll gestalten. „The domiciled Europeans lot“, schreibt ein britischer Staatsmann<sup>2)</sup>, „... It is not so much the present generation, that will suffer, for most of them have an assured position, but their descendents who are likely to find themselves strangers in a strange land, unwanted in India and barred from England.“

Die Halbrassengenossen der Imperialisten, die Angloinder, die fast seit 300 Jahren in Indien eine bewußte Fledermauspolitik getrieben haben, sind stets in vollem Einsatz Diener des Imperialismus gewesen. Ihr Schicksal könnte sich in der Zukunft tragischer gestalten als das der eingebürgerten Engländer. Aus diesem Grunde beabsichtigen die Imperialisten, früher oder später eine Maßnahme zu ergreifen, die von Col. R. L. Kennion<sup>3)</sup> wie folgt zum Ausdruck gebracht worden ist: „... in a way they have not done before, at any rate since the Mutiny.“ Ob diese Maßnahme in „moralischer“ oder verfassungsmäßig machtpolitischer Art gemeint ist, darüber liegen Äußerungen nicht vor. Die Imperialisten wollen kein konstruktives Programm für den Aufbau und das Wohlergehen des Landes und des Volkes, sondern suchen durch konstitutionelle Methoden Land und Volk in einen noch nie dagewesenen politischen Apparat hineinzuzwängen und sie für ewig in der Zange bindender Verpflichtungen zu halten. So planen die Imperialisten ihr zukünftiges Reich. Dieser Plan beschäftigt die besten Köpfe der Imperialisten seit Generationen. Sie haben bereits mehrere Vorschläge formuliert, in denen sie Indien weiterhin als Versuchsobjekt politischer Chirurgen behandeln; es sind vor allem folgende:

United States of India (Vereinigte Staaten von Indien). Nach diesem Vorschlag soll Britisch-Indien in zahlreiche kleine Staaten eingeteilt und diese jeweils von einem neugekrönten Fürsten regiert werden. Vermutlich sollen die Zamindars oder gemäßigten Politiker dieses Erbe übernehmen. Der Fürst steht als Mittler zwischen dem Volk seines Staates und den britischen Imperialisten. Diese Form der Regierung hat, nach Ansicht der Imperialisten, die Möglichkeit, einen homogenen Verwaltungsapparat über ganz Indien zu bilden und eine gleichartige politische Aktivität auszuüben. Sie könne hoffen, eine Politik, die für Land und Volk angemessen ist, durchzuführen. Da die innere Front in jedem der Länder ein Sonderproblem sei, könne der Fürst jeweils für die Ruhe und Ordnung seines Staates verantwortlich gemacht werden. Zwar solle der Fürst als Selbstregierender vollste Bewegungsfreiheit in den inneren Angelegenheiten seines Staates besitzen; seine Außenpolitik aber würde ausnahmslos unter imperialistischer Kontrolle stehen. Die zwischenstaatlichen Angelegenheiten verbleiben selbstverständlich Erbgut des Imperialismus. Die Truppenkontingente der Staaten werden die volksentmannende britische Armee in Indien ersetzen. Sie stehen aber unter britischer Aufsicht und im Notfall natürlich zu deren Verfügung. Die politische, wirtschaftliche und wehrstrategische Führung werden auch weiterhin als imperialistische Aufgabe betrachtet. Dieses Experiment ist, nach Ansicht Sir Walters<sup>4)</sup>, „... a new form of government that would appeal to Indian ideals and would not weaken the British connection“.

Zu diesem Plan, der in der ganzen Welt längst als überlebt gilt, gehört auch die Schöpfung einiger „Freier Städte“, wie es Danzig, Venedig usw. früher waren. Diese Städte sollen den Europäern britischer Nation und den anglo-indischen Mischlingen als neuer „Lebensraum“ dienen, damit sie wenigstens eine sichere Unterkunft haben. Die „Freien Städte“ werden



räumlich wie politisch eigenständige Staatswesen bilden. Da sie auch eigene Streitkraft besitzen sollen, werden sie verpflichtet sein, das Land gegen eine Invasion zu verteidigen. Da dieser von Imperialistisch-Liberalen, wie Sir Cotton, später auch Sir Walter u. a., vorgeschlagene Plan aber von konservativen Parlamentariern als nicht ganz zweckmäßig empfunden wurde, haben die Konservativen während des Weltkriegs einen schein-parlamentarischen Verwaltungsapparat für Britisch-Indien empfohlen. Er wurde unter dem Namen „Dyarchy“ durchgeführt, erwies sich aber als ganz erfolglos und mußte vor der Kongreßpartei kapitulieren. Das daraufhin im Jahre 1935 eingeführte neue System mit dem Ziel, eine „Föderation“ (Bundesregierung) für ganz Indien zu bilden, wurde sowohl von den Loyalisten-Fürsten wie auch von den Nationalisten abgelehnt. Trotzdem ist es bis auf den heutigen Tag im Schlummerzustand geblieben. Dieses Experiment eines scheinbar auf demokratischen Grundsätzen aufgebauten parlamentarischen Systems bedeutet tatsächlich nichts anderes als eine Diktatur à outrance.

Die schon geprüfte Dyarchy und das noch im Schmelztiegel befindliche „Föderations-System“ lassen vermuten, daß die Imperialisten früher oder später beabsichtigen, die von britischen Liberalen vorgeschlagenen „United States of India“ zu bilden.

Von imperialistischer Seite bestehen aber noch zahlreiche andere Pläne, die man getrost als Utopien bezeichnen darf. Darunter seien folgende erwähnt:

1. Sir Edward Tandy<sup>5)</sup> hat ein System „... grouping smaller units in regional zones“ ausgearbeitet.
2. Dieses System wurde von Prof. V. A. Smith<sup>6)</sup> umgenormt und mit den Zeilen „The goal of responsible government“ bekräftigt.
3. Ein weiterer Vorschlag beruht vollständig auf der divide-et-impera-Politik der Imperialisten<sup>7)</sup>. Nach diesem Plan soll ein kompliziertes monarchisches System in Indien auf ethnologischer und ethnographischer Basis ausgebaut werden. Lord Meston will sogar ein Regierungssystem errichten, das auf den verschiedenen Religionen und Sekten aufbaut.

All diese Pläne werden von den Imperialisten ernstlich erwogen, da sie sie als Hilfsmittel für den von ihnen längst vorgeschlagenen Dominion-Status verwenden wollen. Der Brite will eine Regierung, die voll und ganz auf demokratischen Grundsätzen aufgebaut ist, nicht für Indien bewilligen, damit ihm seine imperialistische Herrschaft nicht verlorengeht. Es kann sich also für ihn um nichts anderes handeln als um eine diktatorisch-parlamentarische Regierungsform — eine Scheindemokratie mit dem Etikett: „Dominion-Status“. Sie würde ein vollständig unter britisch-imperialistischer Kontrolle stehendes Verwaltungssystem sein. Ein solches Regierungssystem ist das Endziel der Imperialisten in Indien. Darum erklärte Lord Zetland<sup>8)</sup> „the tendency to speak of British imperialism as if it was something evil-a thing to be fought and, if possible, destroyed“.

## II

Unter Loyalisten versteht man in Indien Menschen, die vollständig indischer Herkunft und ihrer religiösen Gemeinschaft sowie ihrem materiellen Interesse nach mit dem indischen Boden verwachsen sind, die aber nach dem Wahlspruch „Eigennutz geht vor Gemeinnutz“ das Land und sein Volk an Fremde ausgeliefert haben. Sie sind durch die fast 200 Jahre hindurch entwickelten Verträge und Gebräuche mit der fremden Macht in Indien verbunden. Und sie unterstützen die Imperialisten, um ihre eigenen Wirtschafts- und Machtinteressen zu wahren. Obwohl sie hierdurch heute selbst in große Gefahr geraten sind, fühlen sie sich nolens volens verpflichtet,

alles zu tun, was die Imperialisten von ihnen verlangen. Unter diese Kategorie der Loyalisten fallen 1. viele der indischen Fürsten und 2. die Mehrzahl der „Zamin-dars“ (Großgrundbesitzer).

In Verwaltungsangelegenheiten zeigen sich die Fürsten meistens als Despoten, die sich der „laissez-faire-Politik“ verschrieben haben. Ihr Despotismus wird aber, wie Sir Barton<sup>9)</sup> zum Ausdruck gebracht hat, „tempered by fear of the Residency“. Sie üben eine unbegrenzte Macht über ihre Untertanen aus, selbst wenn diese gelegentlich den Gehorsam verweigern. Das Volk ist eben zum großen Teil politisch genügend entwickelt und wünscht ein „responsible government“ auf demokratischer Basis. Wie aber können die absolute Autokratie der Fürsten und dies „responsible government“ Seite an Seite bestehen? Die Fürsten von Patiala und Bikanir haben den schwierigen Versuch sogar unternommen, diese entgegengesetzten Systeme zu vereinigen. Um solche und andere möglicherweise entstehenden Konflikte zu vermeiden oder im Ernstfall beseitigen zu können, haben sich die Fürsten der britischen Krone ergeben. Die Imperialisten haben ihnen als Gegenleistung durch eine „Protection-Act“ Schutz versprochen. Durch diesen Schachzug ist die Macht des Nationalismus in Indien wesentlich gehemmt worden. Mit Recht sagt Sir Aga Khan<sup>10)</sup>: „It will be true to say that the enormous resources of our ability, vitality and personality dissipated in the pursuit of will — o' — the — wisp.“ Diese Art politischen Verhaltens der Fürsten wird von der Kongreßpartei als Sklavenmentalität bezeichnet. Auf jeden Fall ist die Loyalität der Fürsten der britischen Krone gegenüber durch Jahrhunderte hindurch einwandfrei bewiesen. Die britisch-imperialistische Gleichgewichtspolitik erschwert die Bildung eines einheitlichen Verwaltungssystems in Britisch-Indien und den Fürstenstaaten, obwohl das gesamte indische Volk sie unter der Führung des Kongresses durchzuführen bemüht ist. Wenn aber Sir Aga Khan erklärt<sup>11)</sup>: „Happily the imperial crown provides the venerated centre round which the great states of the empire can unite“, so entspricht diese Darstellung nicht den geschichtlichen Tatsachen. Sie ist unwiderleglich falsch. Es zeugt nicht gerade von Einheitsstreben, wenn die Fürsten für Britisch-Indien die Demokratie empfehlen, während sie diese ihren eigenen Staaten grundsätzlich verweigern. Ihr Ziel geht auf ein „camouflaged ulsters“. Wenn die Fürsten der Einführung der Demokratie, auf deren Grundlage allein eine Einigung Indiens erfolgen kann, nicht entgegenkommen, wäre eine Verwirklichung des Dominion-Status sowie der geplanten Föderation unmöglich. Dann wäre die Anwendung der Waffe der Nationalisten, wie sie etwa die „non-rent and landlord-baiting-campaign“ darstellt, auch in den Fürstenstaaten unvermeidlich. Die Imperialisten werden zweifellos gegen diese Maßnahme einen mächtigen Bundesgenossen in den Fürstenstaaten finden. Aber der ständig wachsenden Gefahr wird auf die Dauer nicht mehr auszuweichen sein. Daher treten die Fürsten für die Bildung der „Vereinigten Staaten von Indien“ ein, die auch von der Butler-Kommission empfohlen wird; an ihr würden auch die Fürsten, wenn auch nicht ganz freiwillig, Anteil haben. Aber sie könnten sich gesichert fühlen, so lange das Heer und die Führung der Außenpolitik der „Vereinigten Staaten Indiens“ unter der Kontrolle des britischen Parlaments in London bleiben und nicht unter dem Einfluß des indischen Parlaments stehen. Das heißt: sie wollen sich auch weiterhin von einer fremden Bürokratie beherrschen lassen. Sie wollen keinesfalls unter einer nationalen Bundesregierung stehen. So wird jedenfalls Paramount als Paramount bestehen bleiben. Sie haften und hängen an den wiederholt gebrochenen „Treaty rights“ mit England. Sie haben sogar eine imperialistische Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten geduldet; aber die Einmischung der Nationalisten ist ihnen auf der anderen Seite unentbehrlich. „They would have nothing to do, with those“, sagt Sir Barton<sup>12)</sup>, „who wished to drag India from her allegiance to the King-Emperor“. In dieser Weise steht der Fürstenbund mit absoluter Treue und Loyalität für die Aufrechterhaltung des britischen Imperiums Großbritannien gegenüber. Diese grundsätzliche Einstellung wird „a quid pro quo“, für die Bildung der neuen Regierungsform, nämlich der „United States of India“ ausgenutzt. Der Dominion-Status, der seiner Zeit von den Nationalisten vorgeschlagen worden ist, spricht die Fürsten nicht an, weil sie wissen, daß diese Form der Regierung die Fürsten „as a blatant anacronism“ ausschalten würde. Die Fürsten gehören, wie selbst die Butler-Kommission erklärt hat, „some we have saved, others we have created“, der mittelalterlichen Zeit an; sie bilden nach nationalistischer Ansicht ein außerordentliches Hindernis auch für den allgemeinen Aufbau der Nation. Als treue Verbündete des Imperiums streben sie danach, die konservative Regierung weiterhin aufrechtzuerhalten. Sie versuchen, dieses System auf Grund-



lage der Dorf-Demokratie zu errichten. Eine wandernde Regierung (Travelling government) ist sogar von einem Fürsten vorgeschlagen worden. Obwohl dieser Vorschlag dahin zielte, das Anwachsen der Bürokratie zu verhindern, Verwaltungskosten zu erniedrigen und angeblich eine Volksregierung (popular government) zu bilden, handelt es sich hier doch um eine nicht zeitgemäße Regierungsform. Dieses System würde eine unheilbare Korruption hervorrufen; die Verwaltungsarbeit würde größtenteils überhaupt nicht durchführbar sein. Jedenfalls würde dabei die Fürstenautokratie ad infinitum bestehen bleiben. Eben deswegen ist die imperialistische Diktatur den Fürsten als Schutzmaßnahme herzlich erwünscht; „Paramountcy must continue to be paramount“, sagt man dazu von britischer Seite. Alle Pläne der Fürsten würden also unter der diplomatischen Phraseologie „Dominion in India within the British Empire“ bestehen bleiben.

Wie die Fürsten zwischen Nationalen und Imperialisten stehen, die nichts als machtpolitische Händler sind, so sind die Zamindars wirtschaftspolitische Zwischenhändler. Ausnahmslos sind sie Geschöpfe der Briten. Man kann sie mit Recht Kleinfürsten nennen, „Bulwark of British government“. Auch sie wünschen keine völlige Trennung vom britischen Imperium, sie wollen weiterhin Vasallen Englands bleiben. Als ausgesprochene Individualisten bedienen sie den Ausbeutungsapparat des Imperiums. Ihr maßloses loyalistisches Wesen ist bereits vor 100 Jahren von Lord Macaulay<sup>13)</sup> folgendermaßen gegeißelt worden: „Persons Indian in blood and colour, but English in taste, in opinions, in morals, and in intellect.“ Ihre Organisation „Zamindary-association“, die vor 100 Jahren (1837) gebildet worden war, hat man vor ein paar Wochen mit dem großzügigen Titel „All-India-Hindu-League“ geschmückt — ein Verfahren, das die Masse anlocken soll. Sie wollen nur dann das britische Imperium im Kriege unterstützen, falls es ihre Interessen wahrt und Indien den Dominion-Status verspricht. Weitere nennenswerte Pläne für das zukünftige Reich Indien gibt es auf ihrer Seite nicht. Die Imperialisten haben 1937 diese Art von Kleinfürsten vermehrt, indem sie 30 Grundbesitzer zu Zamindars ernannt haben<sup>14)</sup>. Diese Form der Bestechung wurde als Belohnung „for continued good conduct and steadfast loyalty to the King“ bezeichnet und damit gerechtfertigt. Auf diese Weise hat das britische Imperium den Grundstein für seine Auffassung vom zukünftigen Reich Indien, die „United States of India“, neu befestigt.

### III

Nächst den bisher aufgeführten Gruppen sind die Kapitalisten: Plantagenbesitzer, Fabrikanten, Großkaufleute und manche wohlhabenden und einflußreichen religiösen Gemeindeführer zu nennen; man kann sie als Angehörige der gemäßigten politischen Partei bezeichnen. Diese haben mit den Imperialisten und Loyalisten zusammen die Landesbevölkerung ausgeplündert und stehen jedem sozialistischen Wirtschaftsprogramm in Indien feindlich gegenüber. Sie wünschen die Fortsetzung der gemeinsamen Interessenpolitik Großbritanniens und Indiens. Sie vertreten nicht das wahre Interesse des Volkes und lassen sich von den Lockungen des Imperialismus nur allzu gern beeinflussen. „Weather a moslim or a hindu“, sagt Prof. Bhattacharya<sup>15)</sup>, „is knighted or gets a fat-salaried post, does not advance by an iota the interest of the mohammedam or hindu masses.“ Daher haben sie keinerlei Veranlassung, Indien vom britischen Imperium getrennt zu sehen. Sie wollen ihre Manipulationen auf konstitutioneller Grundlage und innerhalb der Schranken des Gesetzes weiterbetreiben, um eine gewisse Bewegungsfreiheit im politischen Leben und in der Verwaltung erreichen zu können.

Es ist bedauerlich, daß diese Schwäche und dieses heuchlerische Verfahren der gemäßigten Partei selbst von R. Tagore mit einem metaphysischen Lächeln hingenommen und damit gebilligt wird. „... This was realised from the very begining of our political life“, schilderte R. Tagore<sup>16)</sup>, „therefore our former leaders were content with launching their fleet of petition-carrying paper-boats...“ Mit diesen Worten hat der weltberühmte Dichter Indiens der gemäßigten Partei Sympathie und Beistand geschenkt; er bekennt sich damit als Separatist und Provinzialist. Die Gemäßigten glauben also dank ihrer individualistischen Einstellung weder an die Kraft des Volkes noch an seine Fähigkeiten; sie halten den Vormarsch der Nationalisten unnötig auf. Infolgedessen kann man sie nicht als Angehörige der Freiheitspartei bezeichnen. „Of course“, sagt Lajpat Rai<sup>17)</sup>, ein namhafter indischer Politiker, „there are some among them, who are cowards, some, who are self-seekers, who hanker after judge-ships, members, knighthoods, and so on, but we do not count them as nationalists...“ Die Gemäßigten haben keine mächtige Organisation, sie wagen auch nicht, Propaganda zu treiben, aber sie haben sich als „Pendel-Verkehrs-Politiker“ einen Namen gemacht. Sie geben sich schon zufrieden, wenn man die „Gemäßigte Partei“ weiter bestehen läßt, damit sie im Lande und vor den Augen der Imperialisten wenigstens eine Scheinwürde bewahren. Aus dieser Einstellung heraus haben sie schon vor dem Aufstand (1852) in der Absicht, größeren Anteil an der Verwaltung und damit Macht zu erreichen, um eine parlamentarisch-demokratische Regierungsform in Indien gebeten, die politische und militärische Gewalt aber haben sie ausdrücklich England überlassen. Während des ersten Freiheitskampfes, dem sog. Sepoy-Aufstand (1857), haben sie an der Seite Englands gestanden. Als die „morley-minto-Reform“ (1909) durchgeführt wurde, beteiligten sie sich mit den Imperialisten daran. Obwohl sie durch den „mount-ford“-Reformakt, der 10 Jahre später (1919) in Kraft gesetzt wurde, äußerst enttäuscht wurden, unterstützten sie das britische Imperium wiederum, als der letzte Reformakt (vor 1935) von der Simon-Kommission empfohlen wurde. Als Lohn für ihre Verrätertätigkeit erhielten sie natürlich manch kleine Trinkgelder, wie das Sonderabstimmungsrecht, Sicherheitsmaßnahmen in der Politik oder Ehrentitel vom britischen Imperium. Großbritannien bildet eben ihr einziges Rückgrat. Ihr Plan ist durchaus nicht wertvoller als der der Loyalisten. Die besingen schon seit Generationen das „full-blown-Dominion“ für Indien. Bis auf den heutigen Tag sind sie als heimlich schwärender Dorn im Fleische Indiens geblieben.

#### IV

Die vierte und letzte Gruppe schließlich sind die Nationalisten. Sie gliedern sich ihrem Wesen, Streben und Endzielen nach in verschiedene Unterabteilungen: den rechten Flügel, das Zentrum und den linken Flügel. Alle diese Untergruppen sind in der nationalen Kongreßpartei vertreten. Sie bekämpfen die vorgenannten drei Parteien aus Prinzip. Als radikale Anti-Imperialisten und Anti-Loyalisten stehen sie heute auch den Gemäßigten feindlich gegenüber.

„The historian is puzzled“, schreibt Prof. Rushbrook, als er das Streben und die Ziele der verschiedenen politischen Parteien Indiens nicht mehr unterscheiden konnte. Von seinem Standpunkt aus hat er recht. Erstens will er als Imperialist Streben und Ziele der Nationalisten nicht verstehen; zweitens gibt es letzten Endes für die Nationalisten überhaupt keine verschiedenen Hauptziele, obwohl die Mittel und Wege zur Bekämpfung des Imperialismus vielgestaltig erscheinen. Als allgemeines Bindemittel für alle Parteien, die man als Nationalisten bezeichnen kann, besteht der eingewurzelte Widerstandswille gegen die britische Herrschaft. Auch im indischen Parlament sind die Nationalisten wie „Tweedledum und Tweedledee“, und nichts kann sie auseinanderreißen. Obwohl sie ihren Kampfmitteln und Teilzielen nach als Swarajisten, Sozialisten, Kommunalisten, Kommunisten, Extremisten usw. bekannt sind, findet man in der Kongreßpartei hauptsächlich diese drei vorher genannten Gruppen vertreten. Pandit Nehru<sup>18)</sup> hat diese Gruppen noch weiter zusammengefaßt. Er erklärte: „In India there is a nationalist movement. There is



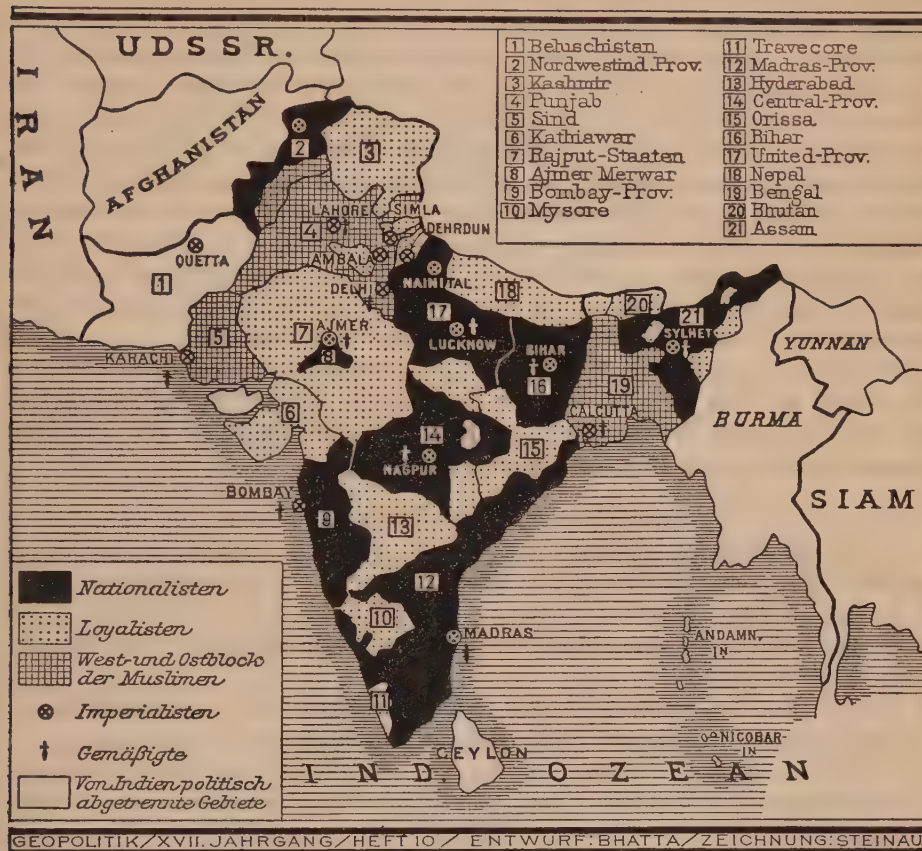
also a social movement. The two react on each other.“ Diese Auffassung ist dem nationalpatriotischen Prinzip noch anfechtbar. Dem gesunden Menschenverstand nach müßten Nationalismus und Sozialismus für ewig untrennbar sein, da sich sonst der reine Nationalismus in einen kollektiven Egozentrismus umwandeln würde. Daher verrät es eine sichere und gesunde Sachkenntnis, wenn man die Parteien, die die „Volksfront“ vertreten und ihrem Charakter nach anti-imperialistisch und demokratisch sind, nur als „Nationalisten“ bezeichnet.

Einige dieser Parteien sind gegen jede Gewaltanwendung; sie handeln nach ihrem Motto „Liebe gegen Haß“ nach dem Vorbild Ghandis, der demonstrierte: „Es gibt bessere Waffen, als die aus Eisen und Stahl.“ Sie verwenden „Gehorsamsverweigerung“ und „Non-cooperation“ als Waffe. Andere Parteien wieder setzen sich für Gewaltanwendung ein. Ihr Motto ist: „Torheit gegen Torheit“, „Wahrheit gegen Wahrheit“. Diese Verschiedenartigkeit der Kampfmittel kann die Nationalisten jedoch nicht voneinander trennen. Ihre innerste wahre und national-sozialistische Anschauung bleibt fest.

Die Radikalsozialisten oder Kommunisten predigen, wie überall, den Klassenkampf. Sie planen ihr zukünftiges Reich auf den Grundlagen einer das ganze Land umfassenden Sowjetrepublik. Der linke Flügel der Nationalisten ist so organisiert, daß er sein Ziel einer vereinigten Bundesrepublik in Indien durchzuführen bereit ist. Die sozialistischen Parteien beabsichtigen dagegen, eine soziale Republik, also „United Republic of India“, eine „Free Indian Republic“, wie sie von Mr. Lohia<sup>19)</sup> bezeichnet wird, in ganz Indien durchzuführen. Diese Form der Regierung spricht selbstverständlich die Fürstenstaaten und Semi-Feudalen, die heute unter der Aufsicht Englands noch ihren Despotismus ausüben dürfen, nicht an. Die Kommunalisten (Kommune hier: religiöse und andere Gemeinde) haben wieder einen völlig andern Plan. „Kommunalpolitik“ mit „Communal Award“ ist ein Sprößling der „divide et impera-Politik“ Großbritanniens, die neueste Waffe der Imperialisten gegen Nationalisten und Demokratie in Indien. Es ist falsch, zu behaupten, es handele sich bei der Zielsetzung der Kommunalisten nur um eine religiöse Angelegenheit. „Our Communal conflicts“, schilderte Prof. N. Srinivasan<sup>20)</sup>, „are not the outcome of our religious differences; they have their reason in the competition for places and preferments under the state.“ Dieser unter imperialistischem Einfluß wachsende Kommunalismus hat die nationale Macht Indiens wesentlich gehemmt. Mit Recht erklärte Mr. Dayal Prasad: „All talk of communal unity is to apt to generate more heat than light.“ Nun hat diese Politik ihren Höhepunkt erreicht, indem sie zwei Demokratien in Indien, nämlich 1. die Demokratie des Islam, 2. die Demokratie der Hindus fordert. Mr. Jinnah, der Präsident der Moslim-Liga, hat ganz kürzlich vorgeschlagen, Indien vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus geographisch aufzuteilen, und zwar in 2 Gruppen: 1. ein Moslim-Indien, das die Nord-West-Frontier-Provinz, Sindh, Punjab und Bengal umfaßt; 2. ein Hindu-Indien, welches aus den übrigen 7 Provinzen besteht. Moslim-Indien soll wiederum mit der Nord-West-Frontier-Provinz, Sindh und Punjab als Westblock und Bengal als Ostblock bezeichnet werden. Damit ist eine von Sir Aga Khan<sup>21)</sup> schon früher vorgeschlagene Form der Regierung als Forderung aufgetreten. Er schlug vor: „... protection for minorities with special reference to racial grouping of mohammedans in Easter Bengal, the northwest, and east of India, and Burma, suggesting States on the Bavarian model.“ Dieser Vorschlag hat nicht nur den besonderen Beifall der Imperialisten gefunden, er ist sogar heute in Indien ein ganz brennendes und aktuelles Problem geworden, das allerdings noch nicht gelöst worden ist.

Das eigentliche politische Objekt der Nationalisten liegt darin, daß sie eine „anti-imperialist-united-front“ errichten wollen. Fast alle Parteien haben hierzu bereits ihre Loyalität eidlich zugesichert. „All parties conference“ hat bewiesen, daß sie ein demokratisches Parlament aufzubauen fähig sind. Sie würden sogar heftig gegen die Feudalen vorgehen, sowie sie überzeugt wären, daß diese Feudalen durchaus das britische Imperium zu unterstützen gewillt sind. Die neueste Partei „Forward block“ bekundete als Grundsatz, daß die Feinde Englands ihre Freunde seien.

Im großen und ganzen wollen die Nationalisten Freiheit und Demokratie für Indien. Sie sind sich wohl bewußt, daß diese nur durch volle Loslösung Indiens vom britischen Imperium möglich ist. Auf dem Weg zu diesem Ziel, das die Nationalisten schon vor fast 100 Jahren vor Augen hatten, sind sie nun im letzten Jahrzehnt einen Schritt vorwärtsgekommen. Bis 1930 gingen auch die Nationalisten mehrere Kompromisse mit den Imperialisten ein, obwohl der linke Flügel der Partei



seit langem nur die volle Loslösung Indiens von England als Ziel erstrebte. Nach Beginn des jetzigen Krieges aber verlangten sie alle einmütig die volle Freiheit Indiens von den Imperialisten. Phrasenlösungen wie Dominion-Status, Responsible-Government, Self-Government u. a. stehen nicht mehr auf ihrem Programm. Damit beabsichtigen die Nationalisten Großbritannien von der heuchlerischen „White mans burden“ zu befreien und zu gleicher Zeit die „Rolls Royce administration in a bullock-cart country“ ein für allemal aus der Welt zu schaffen.

Nach der etwaigen Befreiung Indiens wollen die Nationalisten ein althergebrachtes Regierungssystem, das in der übrigen Welt sonst nicht bekannt ist, in Indien durchführen. In diesem System, das als „Panchajats“<sup>22)</sup> bekannt ist, wird das Dorf als Zelle der Zentralregierung mit selbständiger Verwaltung in den einzelnen Dörfern



betrachtet. Die Dorfautonomie, die auf demokratischer Basis aufgebaut ist, ist allein der Zentralregierung verantwortlich. Es ist also eine Form der Volksherrschaft, bei der das ganze Dorfrecht vom Volke ausgeht und das Dorf nach dem Willen der Bürger regiert wird — wahrhaft eine Regierung des Volkes durch das Volk. Weder Religion noch Kastensysteme, noch Verschiedenartigkeit der Rassen und Sprache können dann noch Hindernisse sein; im Gegenteil, die Tausende von kleinen republikanischen Staaten werden von der Zentralregierung in ihrem kulturellen und sozialen Aufbau unterstützt. So werden im Grunde genommen die Dörfer nicht von oben verwaltet, wie es der Fall in andern Ländern ist, sondern das Parlament Großindiens wird von unten her in organischem Aufbau regiert. Die Zentralregierung, der die Dörfer Gehorsam und Treue zollen, kann mit ihren bürokratischen Einrichtungen die gesetzgebende Gewalt in den Dörfern ausüben, wobei diese aber ganz ungestört als selbständige republikanische Staaten bestehen bleiben. Obwohl die verschiedenen Parteien des Nationalkongresses bei der Mannigfaltigkeit ihrer Pläne unwesentliche Streitigkeiten haben werden, sind sie bezüglich des „Panchajat“-Systems in vollständigem Einvernehmen. Diese Form des Reiches wird als einzig mögliche Lösung der kommunalistischen Probleme, die von den Imperialisten in Indien planmäßig geschaffen worden sind, betrachtet.

Wenn aber der Brite den Wünschen der Nationalisten nicht willfährt, wird sich der Kampf zwischen Imperialisten und Nationalisten von Tag zu Tag verschärfen. Es wäre dann kein Wunder, wenn er plötzlich explodieren und sich zu einem blutigen Aufstand, wie 1857, entwickeln würde.

### Die geopolitische Verteilung der Parteien

I. Die Imperialisten konzentrieren sich um fast alle militärischen und strategischen Stützpunkte, sowie um die wirtschaftlichen und politischen Zentren.

II. Die Loyalisten beherrschen dagegen  $\frac{2}{5}$  des Landes und  $\frac{1}{5}$  der gesamten Bevölkerung Indiens als wirtschaftliche und politische Machtvermittler für die imperialistische Oberherrschaft.

III. Die Gemäßigten betätigen sich in großen Städten und im Regierungszentrum. Sie sind entweder von Imperialisten oder von Loyalisten ständig beeinflusst.

IV. Die Nationalisten-Politiker, die fast 85% der Bevölkerung hinter sich haben, sind die eigentlichen Machthaber der 9 von 11 Provinzen. Außerdem bleibt ihr Einfluß nach wie vor auch im übrigen Teil des Landes unbestritten.

### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Vgl. Chirol, V. Sir: India. London, Ernest Benn Ltd., 1930. 4 ed. S. 326 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Macleod, R. D.: Impressions of an Indian Civil Servant. London, H. F. & G. Witherby Ltd., 1938. S. 222.

<sup>3)</sup> Vgl. Kennion, R. L. Colonel: Diversions of an Indian Politicals. London, Blackwood, 1932. S. Preface VII.

<sup>4)</sup> Vgl. Nicholson, A. P.: Scraps of Paper; India's broken treaties, her Princes, and the problem. London, Ernest Benn Ltd., 1930. S. 32.

<sup>5)</sup> Vgl. Nicholson, A. P.: Ebenda. S. 45.

<sup>6)</sup> Zitiert von Smith, V. A.: Indian Constitutional Reform. London, Oxford Univ. Press, 1919. S. 77.

<sup>7)</sup> Vgl. Nicholson, A. P.: Ebenda. S. 44.

<sup>8)</sup> Vgl. The Indian Review edited by G. A. Natesan, Madras, July 1939. S. 459.

<sup>9)</sup> Vgl. Barton, W. Sir: The Princes of India. London, Nisbet & Co., 1934. S. 319.

- <sup>10)</sup> Vgl. Khan S. Ahmad, Sir: *The Indian Federation: An Exposition and Critical Review*. London, Macmillan and Co., Ltd., 1937. S. 356.
- <sup>11)</sup> Zitiert von Smith, V. A.: *Ebenda*. S. 24.
- <sup>12)</sup> Vgl. Barton, W. Sir: *Ebenda*. S. 297 f.
- <sup>13)</sup> Zitiert von Nicholson, A. P.: *Ebenda*. S. 18.
- <sup>14)</sup> Vgl. Reynolds, R.: *The White Sahibs in India*. London, Martin Secker & Warburg Ltd., 1937. S. 380.
- <sup>15)</sup> Vgl. *The Modern Review* edited by R. Chatterji, Calcutta, Januar 1939. S. 62.
- <sup>16)</sup> Vgl. *The Modern Review*. *Ebenda*. July 1939. S. 92.
- <sup>17)</sup> Vgl. Rai Lajpat: *Young India*. London, Home Rule for India League, 1917. S. 179.
- <sup>18)</sup> Vgl. *The Amrita Bazaar Patrika*, Calcutta, 13. July, 1938.
- <sup>19)</sup> Aus einem Privat-Schreiben von General-Sekretär (Mr. R. Lohia) der Auswärtigen Abteilung des National-Kongreß Indiens. Nov. 1939.
- <sup>20)</sup> Vgl. *The Modern Review*. *Ebenda*. March 1939. S. 321.
- <sup>21)</sup> Vgl. Nicholson, A. P.: *Ebenda*. S. 45.
- <sup>22)</sup> Siehe in extenso: Bhatta, K. A.: „Über das indische Dorf“, *Orientnachrichten*. Hrsg. Deutscher Orient-Verein E. V., Berlin. 1938. 4. Jahrgang Nr. 9 u. 10.

#### Literaturnachweis

- Sen Ela: *Testament of India*. London, George Allen & Unwin Ltd., 1939. S. 286.
- Rushbrook Williams L. F.: *What about India?* London, Thomas Nelson and Sons Ltd. 1938. S. 176.
- Smith, William Roy: *Nationalism and Reform in India*. New Haven, Yale Univ. Press, 1938. S. VI—485.
- Andrews, C. F. and Girija Mukerji: *The Rise and Growth of the Congress in India*. London, George Allen & Unwin Ltd., 1938. S. 304.
- Shah, K. T. *Provincial Autonomy*. Bombay, Vora & Co., Publ. Ltd., 1937 (Second Edition). S. XX—402.
- Banerji, Albion R. Sir: *The Indian Tangle*. London, Hutchinson & Co., Ltd. (1934?). S. 255.
- Sharma, B. M.: *The Indian Federation*. Lucknow, The Upper India Publ. House Ltd., 1932. S. 11—395.
- Singh, G. N.: *Indian States and British India: Their future Relations*. Benares, Nand Kishore & Bros. 1930. S. XIV—380.
- Younghusband, F. Sir: *Dawn in India; British purpose and Indian aspiration*. London, John Murray, 1930. S. XVI—331.

#### Ein englisches Urteil über die Wirkung des Weltkrieges auf Indien.

Wenn es je eine Zeit gegeben hat, in der Indien eine weise Regierung gebraucht hätte, so war es jetzt. Sechs Jahre lang hatte der politisch interessierte Inder beobachtet, wie sich die Nationen Europas gegenseitig in Stücke rissen. Das Christentum vermochte die christliche Gemeinschaft nicht daran zu hindern, sich in den furchtbarsten aller Bürgerkriege zu stürzen. Es lieferte den höllischen Heerscharen nur Losung und Feldgeschrei. Alle Verheißungen der westlichen Zivilisation waren Lügen. Der Herr der Legionen war nach wie vor der Herr der Welt, und die Zivilisation versah ihn nur mit noch furchtbareren geistigen und materiellen Waffen, als Hulagu und Napoleon sie geführt hatten. Die Sieger waren während des Kampfes freigebig mit edlen Phrasen gewesen, aber nach dem Siege schrumpften diese zu zwei Worten zusammen: *Vae victis!* Es ist nicht verwunderlich, daß der Inder, der schon lange Zweifel über den Wert der westlichen Zivilisation gehegt hatte, nun von ihrer eigentlichen Wertlosigkeit überzeugt war. Kraft welcher Autorität nahmen sich also die Männer aus dem Westen das Recht heraus, in den Ländern des Ostens die Herren zu spielen? Durch das Schwert? Aber das Schwert war im Begriff, aus ihren Händen zu fallen.

Carthill, „Veriorene Herrschaft“.  
Kurt Vowincke Verlag, 1924, S. 227.



JOSEF MÄRZ

## Die Domäne der Seemacht

Um die ganze Bedeutung des Tauschgeschäfts zu ermessen, das England mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen hat, muß man sich ein paar Tatsachen vor Augen halten:

England verzichtet auf Besitzungen, die Zeugnisse seiner frühesten überseeischen Betätigung waren. Diese Inseln vor Amerika und zwischen den beiden Erdteilen dieses Namens haben einmal so große Bedeutung für ihre Besitzer gehabt, daß sie im Mittelpunkt ihrer Politik standen. England läßt sich heute von Amerika etwas bieten, was es selbst einst aktiv ausgeübt hatte, nämlich: es willigt passiv in ein Verhältnis völkerrechtlicher Pacht ein, in eine Beziehung zwischen Staaten, die nur da eintreten kann, wo der eine, der die Pacht dulden muß, minderen Rechts ist — England ist heute in der Rolle, in der sich China im Jahre 1898 befand. Endlich: England tauscht als Gegenwert etwas ein, was wertlos geworden ist. Die fünfzig Zerstörer, die die USA. im Weltkrieg rasch und fehlerhaft gebaut hatten und eigentlich schon lange verschrotten wollten, muß England heute in Zahlung nehmen, es muß also Bedingungen eingehen, wie es solche selbst oft genug schwachen und verschuldeten Staaten auferlegt hatte, als es ihnen an Stelle baren Geldes den Anleihebetrag in sündhaft teuer berechneten und wenig brauchbaren Ladenhütern seiner Arsenale und Rüstungswerke ausbezahlte. Diese Tatsachen zusammen betrachtet, geben den richtigen Maßstab.

Der vereinsstaatliche Admiral A. Th. Mahan, Verkünder des amerikanischen Imperialismus und Vorkämpfer für verstärkten Flottenbau, hat in seinen Werken, die in manchen Beziehungen die Auffassungen über den Seekrieg und seine Geschichte in neue Bahnen lenkten, die seestrategische Lage im amerikanischen Mittelmeer mehrfach beleuchtet. Er ging dabei so vor, daß er jede Position analysierte und in mehrmaliger Auslese schließlich die wichtigsten feststellte. Im Jahre 1900, als Kuba und Portoriko den Spaniern aus den Händen gewunden worden waren, konnte Mahan bereits als Kennzeichen der Lage darauf hinweisen, daß 3 von den 4 Hauptverkehrsstraßen, die aus dem Mittelmeer herausführen, in nordamerikanischem Besitz oder in unmittelbarer Kontrolle der USA. seien: die Auslässe zwischen Kuba und Florida, zwischen Kuba und Haiti und zwischen Haiti und Portoriko. Nur der vierte Auslaß, jener in der Gegend von St. Thomas, blieb damals noch in anderen Händen. 1917 sind aber dann die Jungferninseln aus dänischem Besitz in den der Vereinigten Staaten übergegangen.

Mahan mußte, als er seine Betrachtungen schrieb, noch die Einschränkung machen, daß 3 der von ihm genannten 4 Auslässe auch an Jamaika vorüberführten, und er nannte die „Windwärtsdurchfahrt“, die zwischen Kuba und Haiti nördlich von Jamaika verläuft, im Sinne der Auslese die „letzte Probe für die relative Macht beider Positionen (Kuba und Jamaika)“. Keiner der beiden Partner des Geschäfts vom September 1940 wird diese Ausführungen vergessen haben. Die Vereinigten Staaten können aber zu ihrer hohen Genugtuung buchen, daß es jetzt kaum noch relative Werte von Positionen in den Raum zwischen Nord- und Südamerika gibt, sondern nur noch solche von unbestreitbarem absolutem Wert. Mahan könnte jetzt

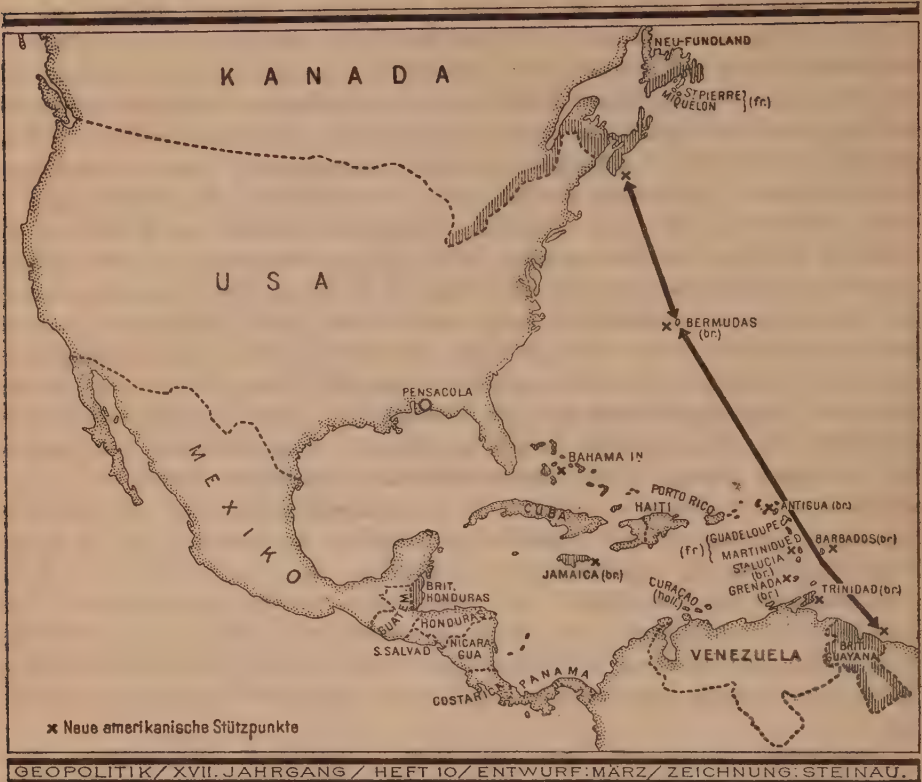
noch eines seiner Worte abwandeln: daß manche Position von großer Bedeutung im Besitze schwacher und unstabiler Mächte sei. Damals waren damit u. a. Dänemark und Holland gemeint. Heute täuscht sich die Welt kaum mehr darüber, daß das britische Weltreich selbst in die Reihe solcher „schwachen und unstabilen Mächte“ getreten ist. Der risikolose englische Zugriff auf Curaçao und St. Eustatius, die wegen ihrer Erdölraffinerien besetzt wurden, als die Niederlande, von London verführt, sich zum Helfer der britischen Kriegspläne gemacht hatten und in 5 Tagen geschlagen worden waren, ist von den USA. geduldet worden, obgleich er zweifelsfrei mitten in amerikanischen Gewässern stattfand, und dasselbe gilt von dem englischen Vorgehen gegen Martinique und Guadeloupe. Washington betrachtet eben die britischen Besitzungen längst als solche, die ihm selbst zufallen würden, und duldet ein letztes Aufflackern britischen „Kampfgeistes“ gegen unverteidigte Inseln britischer Verbündeter. Es hat schon vor Jahrzehnten angekündigt, daß es nicht zuschauen werde, falls Kolonien europäischer Mächte in Westindien an „mächtige Rivalen“ verkauft würden. Nichts ist so offenkundig als die Schlußfolgerung, daß England heute gar nicht mehr in der Lage wäre, einen Käufer auszuwählen, sondern verschleudern muß, was es noch besitzt, und ferner, daß es jedenfalls als Rivale nicht mehr betrachtet wird. Was Brooks Adams vorausgesehen hat, als er aussprach: „Westindien treibt auf uns (die USA.) zu“, das tritt ein. Es wären aber keine Angelsachsen am Spiel beteiligt, wenn nicht bei dieser Gelegenheit auch Lärm um eine angebliche Bedrohung Amerikas gemacht würde; das Angebot der Vereinigten Staaten an die südamerikanischen Republiken, besonders an Brasilien, die neu erworbenen Stützpunkte im amerikanischen Mittelmeer für Luftflotte und Marine gemeinsam „zur Verteidigung Amerikas“ zu benützen, ist die geradlinige Fortsetzung der Unterstellungen eines Usher, der vor 40 Jahren von deutschen Absichten auf Kuba faselte, und eines Mahan, der sich so ausließ und dabei Curaçao meinte: „Es besteht allerdings die unbestimmte Besorgnis, das Deutsche Reich könnte sich in seinen kolonialen Expansionsplänen mit dem Wunsch tragen, Holland wegen seiner heute noch so ausgedehnten kolonialen Besitzungen zu resorbieren.“

Unbestimmte Besorgnisse lassen sich leicht aussprechen. Unbestreitbare Tatsachen können dagegen nicht verborgen bleiben. Eine solche ist, daß sich die USA. jetzt am Ziel wissen. Die letzten Schönheitsfehler verschwinden, die ihnen bisher das Gefühl einimpften, noch nicht ganz Herr im eigenen Raum zu sein. Eine Politik findet ihren Abschluß, die mit Jefferson keineswegs erst begonnen hatte. Schon der Kauf Spanisch-Floridas und Französisch-Louisianas leitete den Drang Washingtons nach dem amerikanischen Mittelmeer ein. Texas riß sich von Mexiko los, wurde Republik und bald darauf Staat der Union. Durch den Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 verdrängte der Norden die Engländer von der Landenge von Panama. Englands Interessen in dieser Gegend, die für einen Kanal am ehesten in Betracht kam, waren eigentlich alt. Über die Moskitoküste bestand schon 1687 ein britisches Protektorat. Die Bay-Inseln nahm England dreimal, 1739, 1835 und 1842 bis 1860, für sich in Anspruch und bestritt der Republik Honduras, vor deren Küste sie liegen, jedes Recht darauf, weil die Inseln zu Belize (Britisch-Honduras<sup>1)</sup>) ge-

1) Über Britisch-Honduras siehe meinen Aufsatz „Der Begriff der überseeischen Wachstumsspitze“ in „Zeitschrift für Geopolitik“, Jahrgang I, 1924.



hörten, das unvermerkt aus einer Niederlassung von Holzfällern zu einer britischen Kolonie geworden war, als solche aber erst 1850 von den USA. anerkannt wurde und noch heute von Guatemala als Landesteil betrachtet wird; erst kürzlich hat die Republik ihre Ansprüche erneuert und protokolliert, genau wie Argentinien nunmehr sein Recht auf die Falklandinseln verstärkt betont. Daß an der Mündung des San Juan-Flusses, der über den Nikaraguasee einen guten Weg zum Stillen Ozean



eröffnet, eine Stadt liegt, die außer dem Namen San Juan del Norte auch den anderen „Greytown“ trägt, mahnt daran, daß hier mehrmals englische Festsetzungen zu verzeichnen waren: außer 1779—1781, als Nelson in Westindien kommandierte, der ebenso wie Collingwood und Jervis Jamaika zu seinem Flottenhauptquartier machte, noch 1842—1844 und 1852—1860. England besitzt Jamaika seit 1655, und schon Cromwell hat sein Augenmerk auf die Insel gerichtet, wie auf die kleinen Inseln St. Andrews und New Providence unweit der Panamaenge. Durch die Caimaninseln verlängert sich die Stellung Jamaikas nach Westen hin bis nahe an den Durchgang bei der Nordspitze von Yukatan. In den Seekriegen des 18. Jahrhunderts saßen englische Truppen auch auf Kuba, in Santiago und Havana, und es wurde erwogen, die Insel zu behalten und dafür Gibraltar an Spanien zurückzugeben. Ende des 18. Jahrhunderts saß England auf Haiti, wo es den Platz Cayes besetzt hatte. Die Bahamas gehörten ihnen bereits seit 1718, nachdem die Spanier mehrmals Festsetzungen vereitelt hatten, weil die Durchfahrt am amerikanischen

Festland vorbei von diesen Inseln aus bewacht werden konnte und die spanischen Schiffe gern von Kapern abgefangen wurden. Die Bermudas, schon 1612 britisch, seit 1679 Kronkolonie, sammelten ebenfalls die Segelwege aus Mittelamerika und boten die beste Stellung für eine Kontrollstation. Trinidad, nahe dem 1781 erworbenen Britisch-Guayana, fiel 1802 in britische Hand, womit ein weiterer Verkehrsweg, diesmal der am südamerikanischen Festland vorbei, unter Kontrolle geriet. Sta. Lucia, in der Mitte des Bogens der Kleinen Antillen, ein guter Naturhafen, liegt am weitesten gegen Europa hin ausgesetzt, Barbados ist nach Osten vorgelagert und am günstigsten zum Passat gelegen, Vorteile, die in der Segelschiffzeit den Wert eines Platzes wesentlich bestimmten. Aus solchen Gründen war auch St. Thomas, der dänische Hafen, früher eine vielbesuchte Anlaufstation.



Aus dieser Übersicht, die nicht einmal ganz vollständig ist und nicht den oftmaligen Besitzwechsel der Kleinen Antillen berücksichtigt, in denen Plätze wie Martinique, Guadeloupe, Dominica mehrmals abwechselnd in britischer und französischer Hand waren, geht aber deutlich hervor, wie zäh England jahrhundertlang Position nach Position in diesen Gewässern sammelte, „Festungsinselfn in der Domäne der Seemacht“, wie Mahan die Karibische See und den Golf von Mexiko nannte. In den napoleonischen Kriegen rangen die Parteien erbittert um jede Insel<sup>1)</sup>. Die Antillen bildeten einen so ausschlaggebenden Anteil am britischen Reichtum, vor allem als Lieferanten des Rohrzuckers, der noch nicht entthront war, daß ein volles Viertel der englischen Einfuhr von dort kam (heute ist es etwa nur ein Fünfundzwanzigstel). Während Spanien und Frankreich als zeitweilige Mitbewerber um die Bildung eines Reiches<sup>1)</sup> rings um die beiden mittelamerikanischen Meeres-

1) Einzelheiten in: März, Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen. Kurt Vowinkel Verlag.



becken ziemlich bald und leicht ausgeschaltet waren, war England der schärfste Gegner und sah selbst in Westindien lange Zeit eine Quelle seiner Macht. Nunmehr vollendet die Union, was sie seit mehreren Jahrzehnten durch die „Dollardiplomatie“<sup>1)</sup> gegenüber den kleinen Staaten bis an den Rand Südamerikas begonnen hat: die Alleinherrschaft rings um die beiden Meere, und es deckt sie draußen im Ozean durch die vorgeschobene Stellung Neufundland—Bermudas—Britisch-Guayana, die damit ein Gegenstück zu dem berühmten „Quadrilateral“ im Stillen Ozean bildet.

Das amerikanische Ziel ist erreicht, so gut wie kostenlos, gegen Hergabe längst abgeschriebener Werte. Die britische Stellung aber ist aufgegeben, und zwar unter würdelosesten Begleiterscheinungen.

### KARL HAUSHOFER

#### Vom Buchwert transatlantischer Wachstumspitzen

Häufiger, als der wehrgeopolitische Laie glaubt, gibt die Weltgeschichte Gelegenheit, Lagen- und Raumwerte hochwertiger Stützpunkte buchmäßig nachzuprüfen. Eines der schlechtesten Terraingeschäfte des Britischen Reiches, eines der besten der an solchen reichen Vereinigten Staaten von Amerika vollzieht sich im Augenblick längs der amerikanischen Ostküste, wo der britische Reichsbesitz freilich mit der schweren Hypothek der Monroedoktrin und der Erinnerung einiger anderer kampfloser Rückzüge belastet war.

Um ein besonders eindrucksvolles Bild der in Frage kommenden Lagenwerte, unterstützt durch hervorragend angewandte Farbenplastik zu gewinnen, kann der Leser nichts Besseres tun als den Atlas: „Der Krieg 1939/40 in Karten“ zur Hand zu nehmen, der ohnehin — von Giselher Wirsing in Verbindung mit Albrecht Haushofer, Wolfgang Höpker, Horst Michael, Ulrich Link herausgegeben — neben jedem Empfänger oder Zeitungsleser griffbereit liegen müßte, und darin die Blätter 36 und 37: „Englands Raubzug über 5 Erdteile“; 38: „England bedroht die Monroedoktrin“ und 64 und 65: „Der Bumerang einer Fernblockade“ aufzuschlagen.

Aus dem vorzüglichen Blatt: „Englands Raubzug über 5 Erdteile, 1605—1940“ leuchtet bei allen scheinbaren Zufälligkeiten der Erwerbung das instinktiv Planvolle im Aufbau des Stützpunktnetzes hervor, gerade soweit es die ganze Ostküste der „Neuen Welt“ unter Kontrolle zu halten versuchte.

Diese Kontrolle als Ganzes ist, soweit es die Öffentlichkeit erfuhr, für das alte Eisen von 50 Zerstörern verkauft worden; es macht der Instinktsicherheit der Neuerwerber der einzelnen Stützpunktrechte alle Ehre, daß sie zuerst die Bermuda-Gruppe „richtig übernahmen“; jene 1612 zuerst beanspruchte, 1648 in festen britischen Besitz gekommene Gruppe von 350 Koralleninseln, deren bescheidener Boden und Raumwert freilich nur 30 000 Einwohner, darunter 12 000 Weiße leidlich autark, wie die Bahamas, nebenher als Warmhaus und Gemüsefrühbeet der USA. zu tragen vermochte, aber als Kabelstation, Flotten- und Flugstützpunkt wertvollste Kontrollmöglichkeiten in dieser Kronkolonie umschloß. Ein viel größerer Wertgegenstand an sich, mit 12 000 qkm Landfläche, 62 000 Einwohnern, über 40 000 Schwarzen, mit ihren wichtigen Schifffahrtskanälen zwischen Korallenriff-

1) Hierzu: Nearing und Freeman, Dollar-Diplomatie. Kurt Vowinkel Verlag.

gruppen sind die 1492 von Kolumbus entdeckten, dann wirtschaftlich verwüsteten, 1646 erstbeanspruchten, 1718 zur britischen Kolonie gewordenen Bahamas, die aber seit ihrer großzügigen Raub- und Schmuggelvergangenheit mehr und mehr unter u.s. amerikanischen Griff geraten und zuletzt mit Dreiviertel ihrer Ausfuhr von den USA. abhängig waren. Bei noch größerem Werte hätten sie sich, wie Wladiwostok bis zum Aufkommen der U-Boote und Fernflüge in Japan, den Ehrennamen des „Friedenspfandes“ bei der amerikanischen Marine erwerben können. Dennoch spielten sie für die nordöstlichen Zugangswege zum Zerrungsfeld des amerikanischen Mittelmeeres eine seestrategisch bedeutendere Rolle als der britische Besitz in den Kleinen Antillen und die Kraftlinie, die von dorthier — von 1605 über 1659 und 1786, dann 1796/97 erworben — über Jamaika auf Britisch-Honduras führte und erst mit dem Sieg der USA. in der Panamafrage und dem Sinken der westindischen Zuckerwirtschaft an Machtwert verlor. Es waren im letzten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts der u.s. amerikanische Seestrategie Mahan und der Wirtschafts imperialist Brooks-Adams, die am empfindlichsten den Finger auf den beginnenden westindischen Machtschwund Großbritanniens legten, aus dem dann die USA. 1898 mit dem Handlegen auf Puertorico und Kuba, dann die Kleinen Antillen, Panama und Nikaragua die Folgerungen zogen, während Lord Bryce das Zurückweichen vor der transatlantischen Macht mit bemerkenswertem Geschick kulturpolitisch tarnte. Bis dahin hatte England mit wechselndem Glück bald seinen Stand gegenüber dem so gewaltsamen und dennoch kulturpolitisch abhängigen jüngeren Verwandten gewahrt, wie in der Frage der westkanadischen Angrenzung bis zum Pazifik (fifty five or fight), in der es dann doch zur 49-Grad-Grenze gekommen war; oder man war, wie in der Frage des kanadischen Korridors auf Neuyork zu, zurückgewichen; oder es war wenigstens wie in der Alabamafrage das Gesicht gewahrt worden. Seit dem älteren Roosevelt hatte man freilich von Washington aus kaum mehr die Formen gewahrt und jede Bedrängnis des einstigen Mutterlandes unbefangen ausgenützt, ja solche Zwangslagen geschaffen, wie sie 1922 bei der Konferenz von Washington mit der Auflösung des britisch-japanischen Bündnisses verbunden waren. Von diesem Rückzug Großbritanniens an war es klar, daß es den Vereinigten Staaten in ihrem eigensten Machtbereich nirgends mehr Widerstand leisten würde; wie ja die Stützpunkteinkreisung Südamerikas 1651, 1755, 1771 und 1815 erworben, diesen von Canning so klug umgarnten Erdteil in viel weiterem Abstand umzog und nur in den Falklandinseln dem damals schwachen Argentinien gegenüber in die heutige Reichweite der 500 km-Schutzzone vorgeprellt war. Sind ja doch auch für diese, immer von Argentinien beanspruchten Inseln und für das von Guatemala beanspruchte noch britische Belize erst jüngst wieder Vorbehalte auch gegenüber etwaigen panamerikanischen Lösungsversuchen gemacht worden.

Nur im Falle der niederländischen Petroleumraffinerie prallte ganz ungeachtet der Proteste von Venezuela und Kolumbia die Raffgier der britischen und französischen Ölinteressen, vom Öldunst umnebelt, über die sonst so vorsichtig innegehaltenen, auch bei Martinique nicht durchbrochene Reserve gegenüber der amerikanischen Vormacht hinaus und hatte die Folge der Proklamationen von Havana über etwaige gemeinsame panamerikanische Obhutschritte zu tragen.

So liegt in der faktischen Überlassung der wichtigsten Stützpunkte des amerikanischen Mittelmeeres und der gleichzeitigen vollständigen Einmischungsfreiheit der



USA. in die Verteidigung Kanadas und Neufundlands ein Grad von Unterordnung britischer grundsätzlicher Reichsbelange und von wehrgeopolitischem Gesichtsverlust, der durch die Gegenleistung, soweit sie öffentlich ist, in keiner Weise aufgewogen wird, den Verdacht viel weitgehender Geheimabmachungen wachrufen muß und nur erklärlich ist, wenn man die noch ganz anders unbefangenen Forderungsanmeldungen in der transatlantischen und pazifischen Presse kennt und einigermaßen verfolgt hat.

Denn solche britische Rückzüge haben sich ja nicht nur seit dem ursprünglichen Fanning-Palmyra-Streit und den Phönixinselnverhandlungen beim Ausbau der transpazifischen u.s. amerikanischen Fluglinien ereignet, die nun im regelmäßigen Verkehr Südchina, Australien und Neuseeland erreichen, sondern sie umfassen bereits als Benutzungsvoranmeldungen Hongkong, Singapore, Port Darwin, und ihre Nutznießer würden — gegenüber der japanischen Hainan- und Shinnangunto-Bedrohung vor den Philippinen — auch vor einem Gewaltstreich gegen die französische Kamranhbucht gewiß nicht zurückschrecken. Damit aber fügt sich der örtliche Verlust Großbritanniens in einen weltumspannenden Gesamtrahmen.

Nur in einem solchen Rahmen kann er als seewehrgeopolitische Erscheinung richtig gewertet werden. Die Voraussetzung seines Eintretens war die bindende Erklärung, daß es die amtlich angenommene Politik der britischen Regierung sei, auch wenn die Reichskerninsel weggenommen würde, mit der britischen Flotte meerüber auszuweichen und den Krieg fortzuführen, zunächst wohl von dem durch die Monroedoktrin gegen unmittelbare Angriffe geschützten Kanada aus.

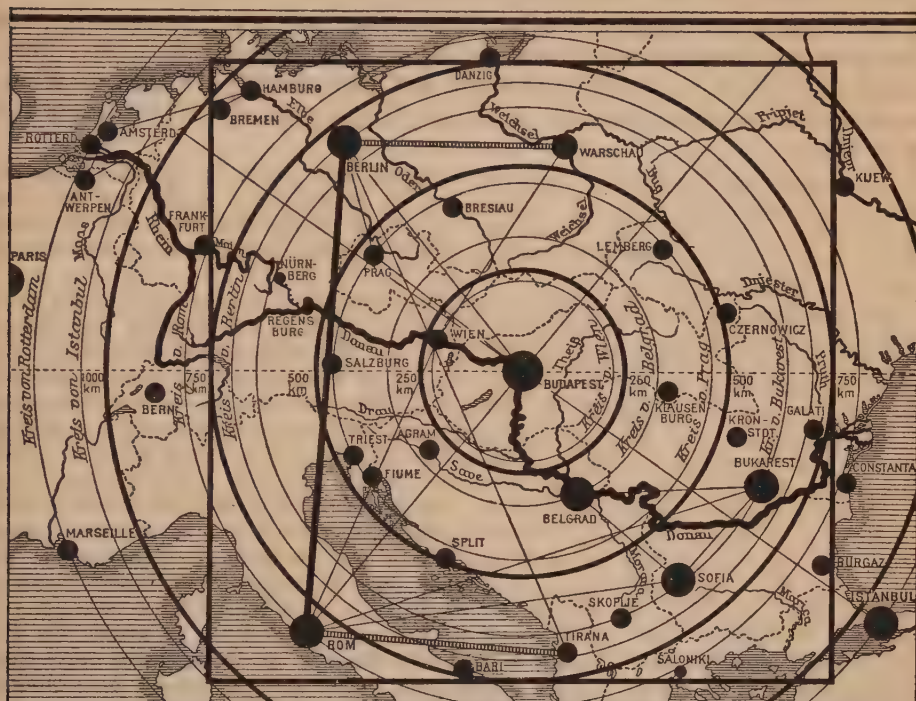
Die großen pazifischen Dominien machen bereits, durch eigene diplomatische Organe z. B. in Japan vertreten, ihre eigene pazifische Politik und haben im atlantischen Bereich, wie der Ausverkauf des Mutterlandes an früher zäh verteidigten Stützpunkten als Anzeichen beweisen mag, weitgehende Abschreibungen und Umbuchungen vorgenommen.

Aus diesen Bilanzfrisuren im Bereich der Stützpunkte und ihres wandelbaren Wertes aber können ganz gewiß Schlüsse auf politische und see- wie luftstrategische Fernziele vorläufig noch nicht kriegführender Mächte gezogen werden. Sich innerlich, seelisch darauf einzustellen, ist vielleicht notwendiger als ein vorzeitiges Herausstellen des alten französischen Spruches: „Une nation qui commence à rendre commence à descendre.“ Das wurde zum erstenmal geprägt, als Großbritannien die Ionischen Inseln als Gabe dem Königreich Griechenland widmete. Aber die Franzosen sind in Fragen der hartnäckigen Festhaltung von Außenbesitztümern immer formalistischer und hartnäckiger gewesen als die Briten, die sich immer wieder mit dem wechselnden Lagenwert von Inselstützpunkten neu auseinandersetzten und kühl zu fragen pflegten, ob der Stützpunkt auch die Kosten an Blut, Geld und Schweiß wert sei, und nicht — gut oder schlecht verkauft — in anderer Hand noch bessere Dienste zu tun vermöge. Die entscheidenden Abschreibungen an der Ostküste Amerikas sind viel früher vorgenommen worden, zuletzt, als man trotz allem zähen Widerstand die ungeheure Machtsteigerung der USA. durch den Panamakanal nicht verhindern konnte. Der Versuch, diesen Raumkolos auf die Widersacher in der Alten Welt zu stürzen, ist Hasardeuren auf der Kommandobrücke des überalterten Weltreichs viele Wertgegenstände aus der Ladung wert — namentlich solche, die längst nicht mehr in voller Höhe zu Buch standen.

## G. A. KÜPPERS-SONNENBERG

### Achsenschnittpunkt Budapest

Die „Achse“ Rom—Berlin ist keine bloß theoretische Konstruktion. Sie ist eine geopolitische Gegebenheit und Notwendigkeit; allerdings keineswegs von solch idealer linearer Form, wie man sich eine Achse gemeinhin vorstellt. Wollen wir die Tatsächlichkeit dieses geopolitischen Raumgebildes begreifen, so müssen wir uns eine Raumgegebenheit des Donauraums und Balkans vergegenwärtigen; denn: die Achse Rom—Berlin hat ein doppeltes Gesicht. Das eine ist gegen Westen gerichtet, das andere gegen den Osten und Südosten.



GEOPOLITIK / XVII JAHRGANG / HEFT 10 / ENTWURF KÜPPERS / ZEICHNUNG STEINAU

Das nach Westen gekehrte Gesicht ist eindeutig durch die Gegenschwerpunkte Paris und London bestimmt. Das Raumgeschehen auf diesem westlichen Kraftabschnitt ist zur Zeit in vollem Fluß; es soll uns hier nicht näher beschäftigen. Dagegen ist das Raumgeschehen im östlichen Kraftfeld soeben zu einem gewissen Abschluß gelangt. Durch die Ereignisse in Polen, der ehemaligen Tschechoslowakei und der Ostmark sind neue Gegebenheiten geschaffen, die automatisch wirksam werden gegenüber den Kraftmittelpunkten des Südostens. Um zu begreifen, was eigentlich bisher geschehen ist (und aus dem Geschehenen womöglich das Kommende vorweg begreifen zu lernen), arbeiten wir uns auf einer Karte Europas das System der Schwerpunkte, Kraftfelder und Geschehensleitlinien heraus.



Vor uns liegt die Europakarte der kartographischen Anstalt G. Freytag und Berndt AG. in Wien. Sie stammt aus der Vorkriegszeit und ist deshalb lehrreich, weil in ihr von Wien als Mittelpunkt eines Beziehungsfeldes ausgegangen ist. Die Karte ist im Maßstab 1:10 000 000 gehalten, also recht übersichtlich. In die Karte eingetragen sind in blauer Farbe die 100-km-Halbmesserkreise um Wien; im ganzen 12 Kreise: 100 km, 200 km, 300 km bis 1200 km. Seitdem Wien an Berlin angeschlossen ist, hat Wien einesteils die alte Bedeutung für den Südosten zurückgewonnen; andererseits ist es in die Nähe des Schwerpunktes Berlin gerückt. Die alten Radien müssen verbessert, verfeinert werden.

Wir gelangen zu einem besseren Verständnis der Geschehnisse im Donauraum und damit auch zu einer besseren Einsicht in die Wesensart und Bedeutung der „Achse“, wenn wir von der uralten Flußachse Rhein—Donau ausgehen und ihre Ausstrahlung in den Südosten verfolgen. Rhein und Donau bilden in ihrem Verlauf fast genau die Diagonale eines Quadrats von 1500 km Kantlänge, dessen Mittelpunkt bei Budapest zu suchen ist. Budapest hält auch ungefähr die Mitte der Flußachse. Es ist also zweckmäßig, den Raum von Budapest als Achsenschnittpunkt her aufzuteilen.

Die genaue Linie Berlin—Rom trifft die Flußachse, nicht genau aber ungefähr senkrecht zwischen Regensburg und Linz; sie verläuft über das Egerland nach Norden und über den Triester Zipfel nach Süden. Sie ist nur eine theoretische Gegebenheit. Es laufen in ihrem Zuge keinerlei bemerkenswerte Verkehrslinien direkter Art noch sind sonderliche Kraftmittelpunkte an ihr aufgereiht.

Die praktische Leitlinie Rom—Berlin verläuft je nach dem Verkehrsmittel in der Luft mehr oder minder direkt, zu ebener Erde auf dem Schienenweg über München oder Wien; auf dem Straßenweg entsprechend. Die Wasserstraßen sind keine direkte Verbindung; die Donau vor allem leitet von der Achse weg, stellt also die Verknüpfung mit weiteren Räumen dar und bewirkt eine Ausbuchtung der Achse gegen Osten und Südosten, wodurch Budapest in das Achsensystem bestimmend einbezogen wird. Budapest ist Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks über der Achse Rom—Berlin als Basis. Der Weg von Budapest nach Berlin ist genau so weit wie der von Budapest nach Rom, 700—800 km (praktisch etwa 1000 km). Der 500-km-Kreis um Budapest berührt die Achse etwa bei Salzburg und dem Obersalzberg. Sind darum die vom Obersalzberg ausgehenden Entscheidungen raumpolitisch so ungeheuer zwingend, weil folgerichtig? Der 750-km-Kreis ist dem 1500-km-Rechteck einbeschrieben. In ihm ist die Achse Rom—Berlin Sehne; er berührt außer den beiden entscheidenden Schwerpunkten Berlin und Rom: die Schweiz als kleinen, aber desto bedeutsameren Westschwerpunkt im Vorfeld der westlichen Hauptkraftzentren; der 750-km-Kreis umschreibt das gesamte südosteuropäische „Städtedreieck“ Belgrad—Sofia—Bukarest, das raumpolitisch trotz aller Gegensätzlichkeiten als Einheit gesehen werden muß. Dieser Kreis umschließt das nördliche Adriatische Meer und faßt in sich die neue deutsch-russische Demarkationslinie, die mehr als Keil denn als Sehne vom Nordosten her einschneidet.

Die äußersten Ecken des 1500-km-Quadrates werden gebildet: im NO von den Pripetsümpfen, im NW von Hamburg und der Deutschen Bucht, Kantenschnittpunkt etwa genau bei Helgoland; im SW von der NO-Kante der Insel Sardinien; im SO von Konstantinopel, genauer vom Marmarameer. Von Hamburg bis zum Marmarameer verläuft die eine Diagonale, die andere von Sardinien bis in die Pripetsümpfe.

Es muß schon bei solch grober Betrachtung auffallen, daß die NW—SO-Achse weit stärker beziehungsgeladen ist als die SW—NO-Achse. Daraus könnten kommende geopolitische Aufgaben weiträumiger Sicht abgeleitet werden. Die Gegebenheit und historisch reich gestaltete Grundachse ist die NW—SO-Linie Hamburg—Konstantinopel. Sie ist übrigens so wenig eine Fiktion wie die Linie Berlin—Rom. Vertieft man sich in das System der Flußleitlinien, so läßt sich auch geologisch-geographisch die

Linie verfolgen, die für das geschichtliche Geschehen im europäischen Raum so ungeheure Bedeutung gehabt hat. Der Rhein und die Donau zusammengeschaut verlaufen fast genau vom NW nach SO. Sie bilden ein einheitliches System, das geschichtlich immer hervorgetreten ist; damals als Kulturscheide und Grenzabsetzungsgebiet zwischen Norden und Süden, dem römischen Imperium und Germanien; heute als Leitlinie des Wirtschaftsraumes von der Nordsee bis zur Adria. Die gedachte Verbindung vom Rhein zur Donau ist der Main; durch den Rhein-Donau-Kanal wird diese gedachte Verbindung zur Wirklichkeit, die sich auf das Geschehen im unteren Donaauraum ganz entscheidend auswirken muß. Schon heute wird diese kommende Verbindung in Rechnung gezogen.

Die Donau wendet sich im unteren Teil genau so von der genauen Linie ab, wie dies der Rhein tut. Zum Mündungssystem des Rheines kann und muß man die Elbemündung hinzunehmen, so auch zum Mündungssystem der Donau die Maritza; danach stößt die vorläufig nur gedachte Mündung der Donau ins Marmarameer. Daß die gegenwärtige Ausmündung höchst unzulänglich ist, darin sind sich alle Kenner der Deltas einig. Unentschieden ist noch, in welcher Weise die Ausmündung verbessert werden soll. Alle bisherigen Pläne sind engräumig gedacht; durch Schaffung der großen Rhein-Donau-Verbindung müssen auch an der unteren Donau großräumige Lösungen gefunden werden.

Denn das ist das Entscheidende: die Achse Rom-Berlin hat sich insofern als Gegebenheit bewährt und gewirkt, als das ganze Raumgefüge des Ostens und Südostens in Fluß geraten und für bestimmte Gebiete schon zu einer neuen Festigung und Einheit gekommen ist. Die Ostmark ist dem Reich angegliedert; die Tschechoslowakei ist eingeschmolzen worden, der deutsch bestimmte Teil des ehemaligen Königreiches Polen ist dem deutschen Raum angegliedert. Das deutsche Reichsgebiet ist damit wesentlich abgerundet worden. Berlin ist nun tatsächlich Mittelpunkt und Schwerpunkt des deutschen Raumes geworden, genauer vielleicht Nürnberg oder Dresden.

Wir sprachen von der geschichtlichen Gegebenheit der NW-SO-Achse, die allerdings einen durchaus anderen geschichtlichen Sinn erhalten hat. Ehedem sperrte sie mit dem System der römischen Grenzbefestigungen am unteren Rhein und ebenso an der unteren Donau (die meist außer acht gelassen werden) die nordischen Stämme gegenüber dem Weltreich Rom ab. An der damaligen Völkerscheide wurden die erbittertsten Kämpfe geführt, die zum Erliegen vieler germanischer Völkerschaften, vor allem fast aller ostgermanischen und auch zum Erliegen des Römischen Reiches selbst führten, da diese ungeheure Alpen-Fluß-Wallanlage im Laufe der Zeit unterspült, unterwaschen und fortgeschwemmt wurde.

Heute ist die Funktion der NW-SO-Achse des Rheins und der Donau wesentlich eine fördernde: der europäische Verkehrsfluß vom Westen nach dem Osten und umgekehrt und auch ein großer Teil des Verkehrs vom Norden nach Süden und umgekehrt wird auf sie übergeleitet. Der damalige Reichslimes wird zur Hauptleitlinie des neuen Raumes werden, an welchem Berlin und Rom als ausstrahlende Kraftzentren gleichermaßen interessiert sind. Denn diese Verkehrslinie weist zuletzt gegen den Südosten. Und da ist es wieder Budapest, dem als Drehscheibe im Herzen dieses Raumes ganz besondere raumpolitische und historische Aufgaben zufallen.



Budapests Lage in diesem Raum ist ausgezeichnet: die Stadt als Kraftmittelpunkt eines arg verstümmelten Landes hat ihre alte geopolitische Funktion keineswegs eingebüßt. Sie wird sich allerdings den neuen Raumgegebenheiten gegenüber neu ausrichten müssen. Sonst aber hält Budapest gleichen Abstand nach Rom und nach Berlin, und fast ebenso weiten Abstand nach dem südöstlichen Städtedreieck. Von Hamburg ist Budapest so weit entfernt wie von Konstantinopel; darum kann man es sowohl in bezug auf das Flußsystem als auch geographisch als den Mittelpunkt des Donaupraumes ansehen.

Nehmen wir die Flußachse als die historische Gegebenheit, die sich bereits sehr reich ausgewirkt hat in positivem und negativem Sinne (Ruinen alter römischer Städte und blühende deutsche Städte im Oberlauf des Systems geben Kunde davon), so können wir jetzt schon die künftigen Raumaufgaben ablesen, die aus der Beschaffenheit des Raumes gegeben sind. Es ist auffällig, wie sehr bisher der SO-Ast des Rhein-Donau-Systems gegenüber dem NW-Ast in der Entwicklung zurückgeblieben ist. Auf die Dauer muß sich der SO-Ast dem hohen Wirtschafts- und Kulturstand am Oberlauf des Systems anpassen; denn eine Absonderung, die sonst noch in Frage käme, ist aus gegebener wirtschaftlicher Verflechtung nicht mehr möglich. Es besteht ein starkes Kraftgefälle vom Westen nach dem Osten und vom Nordwesten nach dem Südosten. Bisher ist der von Rom gegen Osten dringende Kraftstrom an der Kulturscheide der Dinarischen Alpen zum Stehen gekommen. Die adriatische Küste liefert hundert Beispiele für diese Tatsache. Heute setzt sich bei gesteigerten verkehrstechnischen und militärpolitischen Möglichkeiten der Kraftdruck über Gebirge als Kulturwiderstände glatt hinweg. Alpen, Dinarische Alpen, Karpaten und Karawanken haben ihre einstige Bedeutung eingebüßt. Die Kulturweitergabe wird mithin vom Westen nach Osten vor sich gehen. Und noch einmal finden wir in dem umschriebenen Raum große Leerstellen, kulturelle Unterdruckgebiete im Nordosten. Auch hierhin werden die Kräfte einströmen; es liegt nahe, daß sie aus dem deutschen Westen kommen werden, woher sie von je kamen.

Die Achse Donau—Rhein oder gleichlaufend Hamburg—Konstantinopel teilt als Diagonale den Raum des 1500-km-Quadrats in zwei Dreiecke, ein nordöstliches, ein südwestliches. Diese Dreiecke fallen ungefähr (durchaus nicht mathematisch genau) mit den neuen, durch die Raumumwälzungen unserer Zeit gewonnenen Interessengebieten zusammen. Die Westküste Jugoslawiens, das „Schaufenster“ des vereinigten Königreiches der Südslawen, kehrt ihr Gesicht genau der italienischen Ostküste zu. Vor den Toren von Berlin aber (geopolitisch gesehen) erstrecken sich die weiträumigen dünnbesiedelten und dabei so fruchtbaren Gebiete des ehemaligen Polen. Bei Budapest liegt wiederum der Schnittpunkt der Interessensphären von Berlin und Rom. Budapest liegt im Schnittpunkt eines 750-km-Kreises um Berlin und um Rom.

Noch eines: durch die mehr maritime Lage Roms wird das italienische Interessengebiet wesentlich nach dem Mittelmeer, also gegen SO herabgedrückt. Italiens Interessen dürften kaum über die Theiß hinausreichen. Durch seine beherrschende Lage zu Donau und Rhein, also zur großen Flußachse des Raumes, werden Deutschlands Interessen um ebensoviel nach Südosten hin gegen die Donaumündung ausgeweitet. Im Bereich des 1000-km-Kreises um Rom und Berlin kommt es zu deutlichen Überstrahlungen der Interessengebiete. Konstantinopel liegt im Schwerpunkt dieser Überstrahlungszone; es rückt damit in den Brennpunkt gemeinsamer Interessen. Die andere Möglichkeit, die Konstantinopel noch gegeben ist, die Gegensätzlichkeiten zwischen den beiden Achsenmächten zu schüren, dürfte für den europäischen Teil der Türkei lebensgefährlich sein.

Immerhin bietet Konstantinopel die Möglichkeit und Handhabe, den Achsenmächten vom SO her in den Rücken zu fallen. Schon einmal ist den Westmächten die Entscheidung auf diesem Umweg geglückt. Damals hat Saloniki die Rolle tragen müssen, die heute auf Konstantinopel übergegangen ist.

Der europäische Raum hat sich schon seit dem ersten Zusammenstoß zwischen dem römischen Reich und den Franken im Westen verfestigt. Seit dem Untergang der Bastarnen, der Goten, Vandalen und Langobarden hat in der Weiträumigkeit des Ostens immer eine lange Zeit verkannte Gefahr gelegen. Ist die Gefahr erkannt? Wenn ja, dann muß der gesamte Osten und Südosten in die strategischen Pläne nach geopolitischen Gesichtspunkten eingebaut werden. Der Osten ist mit der Aufteilung Polens bereits den strategischen Notwendigkeiten eingefügt. An den Südosten tritt heute die Frage der Entscheidung heran. Die Achsenmittelpunkte Rom und Berlin haben eine beachtenswerte Ausweitung gegen den Osten erfahren. Rom hat mit der verstärkten Einflußnahme in Albanien balkanisches Festland betreten; Berlin hat sich in Warschau ein Vorwerk weniger gegen den Osten (der ja mit der Demarkationslinie festgelegt ist) als gegen den Südosten geschaffen. Die Leitlinien des südöstlichen Raumes streben in Budapest zusammen. Budapest hält die Mitte des Donau-Rhein-Systems, es liegt nahe dem Lauf der Theiß, die eine doppelte Leitlinie darstellt: gegen Süden und gegen Nordwesten, gegen Belgrad und gegen die Karpaten. Die Leitlinien aller norddeutschen Flüsse weisen mit ihren Oberlaufästen gegen den Raum um Budapest, gegen das Donau-Theiß-Tiefland, das eine geopolitische Einheit bildet innerhalb des Karpaten-Alpenwalles. Alle Flüsse innerhalb des 500 km-Kreises um Budapest gehorchen dem Gesetz dieses Raumes, gliedern sich dem Rhein-Donau-System und damit der Achse Berlin—Rom ein. Erst im 750-km-Kreis um Budapest treten Flüsse auf, die diesem Raumgesetz entstreben: Pripet mit seiner Wandersehnsucht nach dem Osten, Bug und andere. So wie die Rhone im Südwesten dem Donauraum entflieht, so auch der Dnjepr, der Don, die Wolga. Auf dem Umweg des Schwarzen Meeres münden sie indirekt doch wieder in den Raum ein; was sich auch geschichtlich ausgewirkt hat in der Tragik der Ostgermanenzüge. Marseille, an der Mündung der Rhone, ist von Rom etwa halb so weit entfernt wie Berlin; dazu durch das Ligurische Meer verbunden. Trotzdem bildet die Rhone keine Verbindung, sondern schafft Gegensätze. Auf der Rhone-Maas-Linie stoßen die Gegensätze zwischen den Haves und den Havenots zusammen; in so schroffer Weise, daß diese auch zu räumlichen Verfestigungsgebilden an der Grenze, zu Grenzbefestigungen gewaltiger Art geführt haben, die ihre Parallele nur in der chinesischen Mauer haben.

(Abgeschlossen im Februar 1940.)



## ERNST GÖRLICH

### Weltmacht und Weltsprachen

Jede große Sprache besitzt außer auf dem Gebiet, auf dem sie als Muttersprache der Bewohner gesprochen wird, auch noch in einem weiteren Raum jene Bedeutung, die man vielleicht am besten mit dem Ausdruck „Vermittlungs- und Verkehrssprache“ umreißen könnte. In diesem größeren Umkreis ist sie zwar nicht mehr die Muttersprache der Einwohner, aber sie dient diesen, die oft verschiedenen kleineren Völkern angehören, als Mittel gegenseitiger Verständigung und als Mittel des Verkehrs mit den anderen zahlenmäßig großen Völkern in der Nachbarschaft. Unsere Sprachkarten geben gewöhnlich diese weitere Bedeutung einer Sprache nicht wieder, wenn sie bloß den Volksraum der einzelnen Sprachen, aber nicht den Sprachraum selbst umreißen. Ich möchte hier mit dem Ausdruck „Volksraum“ jenes Gebiet begreifen, in dem die Sprache Muttersprache der Bewohner ist, während wir dann unter „Sprachraum“ das Gebiet zu verstehen hätten, in dem die betreffende Sprache als „Vermittlungs- und Verkehrssprache“ dient.

Es war seit Anbeginn der Weltgeschichte so, daß die wachsende Bedeutung eines Reiches sich auch in der wachsenden Bedeutung seiner Sprache äußerte. Wir denken dabei gar nicht daran, wie viele kleinere Sprachen in den früheren Jahrtausenden der menschlichen Geschichte durch den Sieg anderer Reiche allmählich verschwunden sind. Auch dann, wenn die einzelnen Volkssprachen bestehen blieben, gerieten sie in den Sprachraum ihrer größeren Nachbarn hinein. Andererseits aber dauert die Bedeutung einer Weltsprache noch an, wenn das politische Gebilde, dem sie ihre Bedeutung verdankte, bereits zerfallen ist oder schon den Höhepunkt seiner Entwicklung überschritten hat.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die babylonische Sprache im ganzen vorderen Morgenland Jahrhunderte hindurch als solche Verkehrs- und Vermittlungssprache im Gebrauch war. Dies gilt auch noch für jene Zeiten, in denen das babylonische Reich selbst nicht mehr die frühere Bedeutung besaß und selbst unter der Oberhoheit Assurs oder Persiens stand. Die berühmten Tell-Amarna-Briefe, die uns einen Einblick in die vorderasiatische Geschichte des Altertums gewähren, zeigen auch die weite Verbreitung der babylonischen Sprache, die selbst von den stolzen Pharaonen Ägyptens anerkannt werden mußte. Noch deutlicher wird uns das Wachsen und Fortdauern der Sprache eines Weltreiches, wenn wir die Verhältnisse um die Wende unserer Zeitrechnung betrachten. Das Griechentum, kulturell in der hellenistisch-römischen Welt sicherlich führend, vermochte dennoch nicht mehr seinen Sprachraum über jene Gebiete hinaus auszudehnen, in denen es durch die großen Feldzüge Alexanders von Makedonien heimisch geworden war. (Hielt aber im Indusland bis ins 7. Jahrh. d. H.) Die lateinische Sprache gebot ihm im Westen Europas ein unwiderrufliches Halt, auch wenn in den vornehmen Kreisen der römischen Hauptstadt Griechisch so gesprochen wurde, wie bei uns noch vor wenig Geschlechtern die französische Sprache in bestimmten Gesellschaftsschichten üblich war. Der römische Imperiumsgedanke trug aber dann, verbunden mit dem Einfluß der römischen Kirche, die lateinische Sprache auch über jene Jahrhunderte hinweg, in denen es kein römisches Imperium im Sinne der alten Cäsaren mehr gab. Die lateinische Sprache besaß auch noch im Mittelalter einen „Sprachraum“, der sich im wesentlichen mit dem Begriffe „Abendland“ deckte. Daß diese mittellateinische Sprache in ihrem Gehalt umgestaltet wurde und bald den Wesenszug ihrer germanisch-romanischen Benützer verriet, mag wohl als Tatsache dafür gelten, daß die Seele einer Sprache nicht in gleicher Art von andersvölkischen Menschen aufgenommen werden kann, sie zeugt aber doch dafür, daß die Hülle der Sprache selbst dann noch von den eigentlichen Trägern des Imperiums reden kann, wenn diese selbst nicht mehr sind.

Solche Weltsprachen, die sich über die ihnen zukommenden Räume legten, gab es auch außerhalb der abendländischen Welt des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Wir weisen bloß auf die Ausdehnung der arabischen Sprache hin, die gleichfalls sowohl durch das arabische Imperium der Omajaden und Abbasiden wie durch die mohammedanische Glaubenslehre gefördert wurde. Sie erstreckte ihren Geltungsbereich weit über ihr ursprüngliches Gebiet hinaus und vermochte es, ihren Einfluß in allen mohammedanischen Ländern bis in die neuere Zeit hindurch zu behaupten. Dieser Einfluß des Arabischen ist ebenso im Innern Afrikas zu spüren, wo eine Sprache wie das Suaheli eine ganze Reihe arabischer Fremdworte aufweist, wie selbst bei uns in Europa, die wir in unseren Sprachen gleichfalls arabische Worte mitführen (etwa den Ausdruck „Admiral“). An den Berührungsstellen solcher großen Raumsprachen entstehen dann auch jene Mischformen, die wir als die „Lingua Franca“ der südlichen Mittelmeerländer und das „Pidgin-Englisch“ kennenlernen.

Es entspricht bloß der Natur und der organischen Entwicklung der Dinge, daß zwischen den einzelnen Sprachräumen und den geopolitischen Gegebenheiten Beziehungen bestehen, die nicht ohne weiteres außer acht gelassen werden dürfen. Es blieb dem 19. Jahrhundert vorbehalten, den Versuch zu sehen, an Stelle der natürlichen Verkehrs- und Vermittlungssprachen der einzelnen Räume eine Kunstsprache setzen zu wollen. Andererseits sträubten sich gerade im Zeitalter der Volkswendung manche, den Mittlerdienst einer anderen Sprache anzunehmen. Dies mochte seine Berechtigung besitzen, solange man der Meinung war, es genüge dem andersvölkischen Menschen eine neue Sprache zu geben, um ihn zu einem Glied des eigenen Volkes zu machen. Unsere Erkenntnisse von der rassistisch-seelischen Gebundenheit des Volkstums läßt derartige Befürchtungen als abwegig erscheinen. Wie wir heute das Wesen des eigenen Volkstums erkannt haben, so achten wir das Wesen der fremden Volkstümer. Um so eher kann in unseren Tagen der Gedanke der Weltsprache als natürlich gewordener Verkehrs- und Vermittlungssprache in einem geopolitisch bedingten Raume sich wieder in der alten Kraft und Stärke durchsetzen. Wer das Buch von Franz Thierfelder „Deutsch als Weltsprache“ liest, wird erkennen, daß unsere Sprache sich dieser Aufgabe schon bisher nicht entzogen hat. Sie wird diese Aufgabe erst recht in der Zukunft erfüllen. Wenn dabei die Stellung der einzelnen — vor allem — abendländischen Weltsprachen in ihrer Bedeutung untereinander eine Verschiebung erfährt, so ist das bloß das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung, in der wir alle stehen.

---

Schon unsere Sprache allein, sie möge als ein gelehrtes oder politisches Werkzeug angesehen werden, verdient einen Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Provinzen, der ihnen sämtlich eine neue Triebfeder zur Kultur dieses unentbehrlichen Werkzeuges würde. Unsere Nation kann sich rühmen, daß sie von den ältesten Zeiten an, die wir kennen, ihre Sprache unvermischt mit anderen erhalten habe, so wie sie auch selbst unüberwunden von anderen Völkern geblieben und mit ihren Wanderungen vielmehr auch ihre Sprache weit umher in Europa angepflanzt hat.

Johann Gottfried Herder  
Gesammelte Werke (Rütten & Loening Verlag)  
Bd. 3, S. 182.



\* \* \*

## Streiflichter auf den atlantischen Raum

**M**it dem schwertönigen römischen Dichterwort: „Hören die Himmlischen nicht — kommt die Unterwelt in Bewegung“ — das unsern indopazifischen Bericht ahnungsvoll abschließt, muß ein Streifblick auf den atlantischen Raum beginnen. Denn beiderseits seines Nordens saßen ja die großen plutokratischen Mächte, die mit dem Sitz in City und Wallstreet die übrige Welt dauernd als Milchkuh auszuwerten gedachten, bis sie sich dagegen empörte und nun der Geschäftsstörung beschuldigt wird.

Aber der gleiche Vorwurf erhebt sich im eigensten Bereich der USA. gegen sie: in der Verwahrung von Mexiko und Guatemala gegen eine u.s.amerikanische Schutzherrschaft in dem britischen Raubbesitz von Honduras, die beide mittelamerikanischen Staaten mit Recht als unerträgliche ständige Bedrohung empfinden. Er klingt wider in den Beklemmungen von Kolumbia — wo man den Raub von Panama durch den älteren Roosevelt noch nicht vergessen hat! — und Venezuela angesichts der u.s.amerikanischen Übergriffe von hoher Hand im amerikanischen Mittelmeer und des Übergangs der Bermuda-Flugstützpunkte von den Briten an die USA. — eines klugen Ausweichens —, was aber alles die Selbstbestimmung der nördlichen Südamerikaner bedroht und auch Brasilien aufhorchen läßt.

Endlich läßt sich das starke und stolze Argentinien durchaus nicht die Zukunftswege von Washington aus vorschreiben oder verbauen und weiß genau, woher kleine innere Reibungen stammen, womit man seine Stetigkeit nach der im Mittelmeer und Nahen Osten wohlbekannten Weise zu erschüttern strebt. Hier zeigen auch die Falklandinseln zu deutlich, wer südamerikanische Unabhängigkeit gefährdet. Der „cri au voleur“, der immer wieder zur Verschleierung des eigenen Imperialismus und seiner Rüstungen von den USA. aus ausgestoßen wird, verfängt bei der stärksten der ABC-Mächte nicht.

In Europa aber geht die Neuordnung im Balkangebiet ihren Weg, ob es Großbritannien und dem Weißen Hause paßt oder nicht, und das Mittelmeer hört auf, ein anglokeltischer Privatsee zu sein. Es war doch der von Britannien gepferte französische Verbündete, der einst die Staatsweisheit vertrat: „Qui commence à rendre commence à descendre“: Somaliland und Bermuda gehen bereits aus dem eigenen Fell des „empire“.

Wenn die „Times“ (17. 8. 40) die Zusammenkunft aller britischen Reichsteile im Osten von Suez Anfang Oktober in Delhi „einen glücklichen Gedanken der indischen Regierung“ nennen, so wagen wir das aus geopolitischen Gründen zu bezweifeln. Ist es nicht eher ein Abhängen der indopazifischen Weltreichsteile mit einem deutlichen Anlehnen an die USA., soweit es das weiße Australien, Neuseeland und Natal, das weiße Südafrika angeht, mit einem Hinüberblinzeln zur asiatischen Selbstbestimmung, soweit Malaia, Ceylon und Ostafrika und Indien selbst in Frage kommen?

Ist Delhi im Oktober überhaupt für solche Wirtschafts- und Handelsfragen der Anpassung individueller „Anstrengungen“ an den allgemeinen Plan zur Verteidigung des Empires noch sicher genug? Ist es der rechte Ort?

Von sämtlichen indischen Vorkämpfern hört man es anders, wie ja sogar das „Neue Ostasien“ erst Ende Juli zur Erkenntnis seiner einzigen Gelegenheit emporkam.

Roosevelts atlantische Linie freilich zur höchsten Auswertung der Lagengunst für seine Wahl und die Wanderung des anglo-keltischen Machtschwerpunkts über den Atlantik unter mütterlicher Verteidigung von Kanada ist klar. (Svenska Dagbladet, 28.8.; New York Herald Tribune, 17.8.) Die Heimfahrt Myron Taylors mit den Friedensanregungen von Pius XII. ist bei einem Erfolg eine fabelhafte Wiederwahlwerbung, beim Mißerfolg ein Vorspann erster Ordnung für das verstiegenste Rüstungsprogramm; und auch ein vor dem Schlimmsten bewahrtes England würde eine atlantische Brückenschanze der USA. und ein Höriger werden. Vichy gebe, so heißt es in Britannien, das Frankreich dahingebracht hat, „ein ausgezeichnetes Bild der Geisteshaltung einer Nation, die den Tiefpunkt ihrer Geschichte erreicht habe“. Sah der Korrespondent, der das schrieb, wirklich nicht den malenden Finger Belsazars an der Kreidewand Englands auch?

„Die deutsche Armee sei sowohl Propagandamaschine wie Kampftruppe“ heißt es dort; „und die Sturmtruppen hätten einen fanatischen Glauben an Hitler und einen gleich fanatischen Haß gegen England.“ Das war am Michelstag 1938 gewiß nicht so — aber nun folgen Großbritannien seine Werke nach.

In diesem Lichte beginnen das Inselreich aber nicht nur die westeuropäischen Opfer seiner ozeanischen Treulosigkeit zu sehen, sondern noch viel mehr die süd-osteuropäischen, die nun, wie Rumänien, erhebliche Reichsteile auf dem Altar britischer Besitzgewährleistung dargebracht haben, aber doch erfuhren, wie viel ohne Blut und noch viel härtere Opfer ausgeglichen werden kann, wenn guter Wille und Vertrauensgrundlagen hergestellt und angenommen werden.

Rumänien hat wohl in der Seele einzelner wissenschaftlicher Vorkämpfer seines geopolitischen Bestandes, wie San Giurgiu und Conea, wohl auch des geopolitisch ungewöhnlich gut geschulten und begabten jungen Königs, aber nicht in breiten schicksalsbestimmenden Kreisen den vollen, drängenden Ernst seiner Lage erkannt; es hat viel zu spät, um andere Überzeugungen reifen zu lassen, auch seinerseits das Werkzeug politischer Wissenschaft, ein zum Teil wunderschönes Kartenmaterial entfaltet, wie es seinerseits auch Ungarn unter der darin so vielfältig erfahrenen Leitung von Graf Teleki unausgesetzt für das Recht der Stefanskronen sehr geschickt ins Treffen führte. Ungarn hat nicht zuletzt durch überlegene politisch-wissenschaftliche Methoden ein so großes Stück seines alten Grenzwalls zurückgewonnen, vor allem die altungarisch besiedelte Czik und das Marostal, wo in Klausenburg so gut eine Hochschule als wissenschaftliche Versöhnungsburg der drei Hauptnationen Siebenbürgens entstehen könnte.

Wer die möglichen Gefahren des Donaumündungslandes kennt, die sich bei einer Entfesselung der Gewalt wie drohendes Sturmgewölk von der Süddobrukscha wie vom St. Georgsarm des Donaudeltas her über den zwei geopolitischen Lebenslinien Rumäniens zusammenwälzen konnten: dem freien Donauweg und der rassenerhaltenden Gebirgskette — der wird den in letzter Stunde über begreifliche leidenschaftliche Gefühle siegenden Staatsmännern Rumäniens auf weite Sicht nur recht geben und den glücklichen Raumgewinnern von mehr als 40 000 qkm weises Maßhalten und gedämpften Jubel anraten können.



An der unteren Donau und den Karpaten gelang, was an der Weichsel britische und polnische Hybris verwehrte, wenn auch mit Opfern, die Europa nur ehren kann. Denn Europa als Ganzem sind sie von Rumänien gebracht worden.

Wenn die Achsenmächte in Wien Verpflichtungen gemeinsamen Schutzes für die Südostlebensader zugleich Mitteleuropas und der Romanität übernahmen, so taten sie es aus einem starken Verpflichtungsgefühl raumpolitischer und ethnischer Verbindlichkeit gegenüber dem Wächterstaat an der unteren Donau und über dem alten Kulturrecht der Sachsenburgen, dessen Achtung ihm das reiche nördliche Vorland nicht zuletzt hat erhalten helfen. Nun heißt es in dem ganzen, weiten, durch heroische Opfer in Frieden erhaltenen Südostraum: „Über Gräber vorwärts.“ Es gäbe dort eine großartige wasserbautechnische mitteleuropäische Gemeinschaftsarbeit: den geschiefbefreien Donaukanal von der letzten großen Strombiegung auf Konstanz, zugleich eine Vergütung an Rumänien für die Opfer in der Süddobrudscha und in Nordsiebenbürgen, wie zwischen Dnjestr und Pruth, aus der zuvor raumpolitisch geradezu vollendeten Kreisform des Staates.

Eine wohl notwendige Wirkung binnenwärts der Südostbefriedung ist der Zollanschluß Böhmens und Mährens an den Großwirtschaftsraum des Großdeutschen Reiches, zu einer Zeit, wo die nun zwischen den Achsenmächten sehr auf deren großmütiges Vergessen angewiesene Schweiz erkannte (Bund; 26. 8.), daß auf ein Wort, auf das man glaubte zählen zu dürfen (Englands nämlich), „kein Verlaß ist“. Da ist denn freilich einer „schmerzlichen Erfahrung“ sehr milder Ausdruck verliehen; er kommt auch etwas spät.

Ein Schriftleiter der „Vanguardia“ meldet ihr aus Dublin, wohin er aus London glücklich entrann, „das ungeheuerliche Schauspiel von Unlust, Elektizismus und Gleichgültigkeit“ angesichts „einer blutigen Tragödie“. Kein Wunder, wenn eine solche Reichszentrale kein Organ für die biedere Entrüstung eines kleinen, ehemals von ihr geschätzten Landes hat, über das hinweg sie ihre Nachträuber gegen die bürgerliche Bevölkerung von offenen Großstädten der Achsenmächte aussendet. Es fliegt sich eben so ungleich bequemer über die hell erleuchtete Schweiz, namentlich wenn man als Kanadier in der Geographie schwach ist und „Europens über-tünchte Höflichkeit“ gegen Frauen, Kinder, Kirchen, Friedhöfe „nicht kannte“.

Wohl aber entsinnen wir uns, daß Präsident Roosevelt einmal breitspurig für die Achtung dieser Rechte der friedlichen Zivilbevölkerung eintrat und Adolf Hitler dieser Anregung mit strengen Weisungen folgte, weil es seinem menschlichen Denken und dem Inhalt seiner eigenen Reden entsprach. Wie lange aber wird er noch der aufschäumenden Entrüstungswelle des Festlands gegen die britischen Nachträuber Einhalt gebieten und seine Hände so schützend, wie über den Kathedralen Belgiens und Nordfrankreichs, über Canterbury und Westminster und Windsor halten können, über denen deutsche Geschwader stundenlang kreisen, während in ihren Kartentaschen die brandgeschwärtzten, von Briten eingeworfenen Heimatkirchen im Lichtbild auf den Herzen brennen? — Das fragen wir uns am Jahrestag des von den Westmächten entfesselten Krieges.

Frei zwischen atlantischen und pazifischen Möglichkeiten auswählend, saß inzwischen USA. vor dem Angebot, sich etwa 18 Inseln als Flugstützpunkte aus britischem Besitz herauszusuchen und dafür die britischen Kriegsschulden zu streichen und so Großbritannien neue unbegrenzte Pumpmöglichkeiten am Goldschatz der



## L'ISOLAMENTO PAN - AMERICANO

Die neue Zweckform der Monroe-Doktrin in italienischer Sicht

USA. aufzutun. — Was wird alles diesen Weg gehen? Nur die Perlen aus dem panamerikanischen Küstensaum, die man nicht einmal vom kleinen Uruguay bekam? — —

Das Wachstum der USA. weiß von vielen vorteilhaften Terraingeschäften zu berichten. Wird doch auch das große Kanada „amerikanischer von Tag zu Tag“ und marktet seinen Preis hinauf dadurch, daß es sich als die Brücke zwischen London und Australien anpreisen läßt und zugleich weitgehende Wehrverpflich-



tungen an seiner atlantischen Küste mit dem großen Nachbarn abkartet, der nach der Aussage seiner Senatoren „eine künstliche Invasionshysterie“ schafft und dahinter seinen Imperialismus vorzüglich zu tarnen weiß. Einmal scheu gemacht, wird diese Herde verwüstend gerade so gut transatlantisch, wie transpazifisch zu lenken sein. Er fragt sich nur, wo der, der sie scheu macht, den größeren Vorteil wittert. Er dürfte nicht in Europa liegen; Subtropen bieten ihm günstigere Ergänzung und weniger entschlossenen Widerstand.

Versuchte man, die weltpolitische Wetterlage vor der Tag- und Nachtgleiche 1940 mit einem Wetterbild zu erläutern, das der Meteorologie entlehnt war, so zeigte sie nicht den abgeklärten, herbstnahen, erntereifen Anblick, wie der Frühherbst im Hochland ihn bot, sondern weit eher hochsommerliche spannungsüberladene Gewitterzustände. Wie zerfahrende, sturmkündende weiße Windwolken von der Vorgewitterfarbe ihrer Kreideküste stand die kleine randständige Westinsel Europas vor der dunklen nordamerikanischen Wetterwand dem nahen Zorngewittersturm des Abendlandes unter fernem Grollen im Mittleren und Fernen Osten gegenüber. Zwischen diesem und der deutschrussischen Vermarkungslinie Memel—Bug—Karpaten—Donaumündung lag in einer beinahe unnatürlichen Serenitas abwartend der Nahe Osten und das raumweite Sowjetgebiet, während in Hochasien und im Fernen Osten gleichfalls Gewitter brauten: unsicher noch, ob sie ein gewaltiger Neugestaltungswille meistern oder ein Landregen viele Konturen verwaschen würde. Ein ähnlicher Zustand wie zwischen Gewittergefahr von den USA. her und unnatürlicher Vorgewitterklarheit brütete über Mittel- und Südamerika. Vom britischen, weitgestreckten Bereich der Windwolkenzone flogen bereits einzelne Fetzen hinweg, wie Somaliland und Bermudas; andere, größere befanden sich sichtlich in Übergangszuständen, wie das doppelt verankerte Kanada und das augenblicklich doppelt von Japan wie USA. umworbene Australien. Diesem aber näherte sich der neue Ostasienbegriff in der Südsee beträchtlich, während andererseits Unbefangene vom Abtreten von Hongkong, von Singapore an die Vereinigten Staaten sprachen. Jedenfalls fing von seinem bedrohten, atlantischen, exzentrischen Schwerpunkt aus das große Britische Reich an, vielleicht vor seiner eigentlichen weltgeschichtlichen Schicksalsstunde auf den Markt zu geraten, wie es selbst durch die zynische Politik der Westmächte die Donaumonarchie als „ramshackle Empire“, als „wackeliges Ramschreich“ von 1900 bis 1919 hatte unter die Räuber fallen und auf den Markt werfen lassen und ganz Mitteleuropa von 1919 bis 1933 folgen lassen wollte. Fühlten wir nicht zu viel „Scheu“, zu viel „religio“ in dem Sinne, wie ihn die alten Römer auch staatspolitisch verstanden, so würden wir den biblischen Wendungen fremder Außenminister bei höchst irdischen Zielen den uralten Satz vom „Mahlen der Mühlen Gottes“ entgegenhalten — gerade an dieser Herbst-Tag- und Nachtgleiche mit soviel Gewitterstimmung einer Sonnwendzeit.

## KARL HAUSHOFER

## Bericht aus dem indopazifischen Raum

**R**aumpolitische Gewinn- und Verlustrechnungen — auch wenn sie mit erheblichen Verschiebungen von Lagenwerten verbunden sind — teilen den großen Vorzug der Geopolitik vor anderen tagespolitischen Aussagen, daß sie mit Maß und Zahl unangreifbar gemacht werden können.

Wir verzeichnen an solchen im indopazifischen Raum — dem Sonnenlauf folgend (da wir mit den Altjapanern darin einer Meinung sind, daß es gefährlich sei, gegen Sonnenaufgang zu schießen) — seit Spätsommer und Frühherbst:

1. Wehrpolitische Wertsteigerungen der Inseln Kodiak und Unalaska (beide Alaska, USA.) durch neue oder erweiterte Flugstützpunkte für rund 9 Mill. \$ (Associated Press), die nur gegen Japan oder Rußland oder gegen beide gerichtet sein können.

2. Panamakanal-Rückversicherungen im amerikanischen Mittelmeer in San Juan, Portoriko und Charlotte Amalia, Virgin Islands für 3,3 Mill. \$.

3. Weitere Verstärkung des Flugstützpunkts Midway mitten im Pazifik, W. Hawai, für 1,3 Mill. \$.

4. Verstärkung und Versicherung des panamerikanischen Schutzes für Kanada, das aber ungestraft in Europa weiterhin Fenster einwerfen darf, u. a. durch Abtransport eines AK. zu 2 Div. nach Großbritannien (United Press).

5. Widerstreben gegen panamerikanische Umschnürung nicht nur in Argentina, Brasilien und Chile, sondern auch in Ecuador, das z. B. lieber Offiziere zur Ausbildung nach Italien für 40 \$ monatlich als nach dem teuren USA. für 450 \$ sandte und lieber deutsche Ware kaufte, als die zweimal teurere u.s.amerikanische (Papier z. B.) oder dreimal teurere (Tinte) (New York Herald Tribune, 4. 8. 40).

6. Britische Massenkäufe zur Gesichtswahrung im ganzen indopazifischen Raum: Baumwolle aus den Nilländern (um Unruhen in Ägypten zu vermeiden); Zucker aus Australien, Südafrika, Fiji, Mauritius; Weizen aus Kanada (Times, 10. 8. 40).

7. Abzug der britischen Zivilbevölkerung mit großen Reibungen (North China Herald, 31. 7. 40) und japanische Zernierung von Hongkong; militärische Räumung von Shanghai; Aufklappen chinesischen Volkswiderstands gegen u.s.amerikanische Internationalisierungsvorschläge dort (The People's Tribune, Juliheft, Bd. XXIX, mit Einzelbeschreibung S. 23—28 des Vorgehabten).

8. Entgleiten von Thai-Land (Siam) aus der Westmachtsphäre an Japans Einflußbereich durch Beistandspakt und „Sonstiges“ (Svenska Dagbladet, 19. 8., nach Meldungen von dorthier).

9. Vorbereitungen großen Stils zur Vernichtung der Ölanlagen in Niederländisch-Indien auf Jahresfrist im Angriffsfall (Radio Bandoeng); hastige Landverstärkungsarbeiten um Singapore.

10. Angstsondervollmachten für den Präsidenten der Philippinen.

11. Ablehnung der britischen Kompromißvorschläge durch den allindischen Kongreß (Wardha) — womit der Wirbel in Indien beginnt — an Stelle der geforderten „vertrauensvollsten Zusammenarbeit“ (Tokyo Asahi).



12. Völliger Verlust von Britisch-Somaliland an Italien, das damit freilich nur 176 000 qkm und 350 000 Einwohner zu den 700 000 qkm und 1,3 Mill. Einwohner seines bisherigen Besitzes gewinnt, aber die hohen Lagenwerte von Zeila und Berbera gegenüber Aden, das mit italienischen Fluggeschwadern dort kein sicherer Flottenstützpunkt mehr ist, abgesehen vom britischen Prestigeverlust in den arabischen Meeren (Algemeen Handelsblad, Amsterdam, 21. 8. 40). Der französische Somali-Rest dürfte damit jetzt schon dem sicheren italienischen Kriegsgewinn zuzurechnen und der Ostabschluß von AOJ. erreicht sein.

13. Erneute Kriegsenthaltungserklärung Afghanistans und Aufnahme von unmittelbarer Gesandtschaftsverbinding mit Irak, statt der bisherigen Vermittlung durch den britischen Gesandten; stärkere Wirtschaftsanehnung in Kabul und Iran an die SSSR. dürfte ein weiteres Symptom für die Veränderung der Schwerpunktslage der Saadabad-Paktmächte sein, ebenso wie die Kräfteansammlung Ibn Saûds vor Akaba und gegenüber Transjordanien.

14. Eine Schütterlinie durchzieht den ganzen indopazifischen Raum von Unalaska über Midway, Philippinen, Nordborneo, Singapore nach Aden; sie greift in Schanghai, Thailand, Indien auf den Festlandkörper Asiens über, in Somalia auf den Afrikas. Sie weicht in weitem Bogen vor Japan aus, dem seine heimlichen Gegner bisher in Guam nicht offen entgegenzutreten wagen, auf den Philippinen, in Nordborneo und dem hastig landwärts weiter verstärkten Singapore typische Abwehrmaßregeln entgegenstellen, vor Hongkong, in Französisch-Indochina und Birma (trotz allen Diehards) weitgehend nachgeben.

15. Demgegenüber gibt in Japan kurz vor dem Ersatz des japanischen Kabinetts Yonai-Arita durch das ungleich stärkere des Fürsten Fumimaro Konoye (der schon am 3. 11. 38 die Neuordnung Ostasiens proklamiert hatte) Außenminister Arita, schon im Wanken, die Rundfunckerklärung eines ostasiatischen Seitenstücks zur Monroedoktrin für Ostasien einschließlich der Südsee ab (die schon 1934 aus dem Munde von Außenminister Uchida für solche, die Ohren hatten, zu hören, vernehmlich erklingen war) (Transpacific, Tokyo, Bd. XXVIII, Nr. 28, S. 3).

16. Fürst Konoye fordert alsbald nach seiner Ernennung Australien zur gemeinsamen Wahrung pazifischer Belange auf.

Nach diesem Überblick des Kraftfeldes und seiner Hauptverlagerungen scheint uns persönlich eine gute Aufnahme der vier stärksten Männer des neuen japanischen Konzentrationsministeriums im Haus Konoye auch geopolitisch bemerkenswert, weil sie sichtlich den Augenblick festhält, in dem vom jetzigen Premier mit Y. Matsuoka, Vizeadmiral Z. Yoshida und Generalleutnant H. Tojo das Kraftverhältnis zwischen Heer, Flotte, Wirtschaft und Hofadel festgelegt wurde, wobei Fürst Konoye — als einziger in altjapanischer Tracht — deutlich die leitende Linie hält, während er vor der ersten amtlichen Kabinettsaufnahme (26. 7. 40) den sonst gewohnten, verschlossenen und verhaltenen Ausdruck zeigt.

Wehrgeopolitisch erwähnenswert scheinen uns zwei Vergleiche deutscher und japanischer Kriegshandlungen, die über „Blitzkriegsvorgänge“ von Oberst Matsu-mura (Japan Times, 26. 5. 40, mit Skizze) und Major Kametaro Tominaga (Osaka Mainichi, 18. 7. 40) angestellt werden.

Ausgangspunkt dieser Betrachtungen war die äußerliche Tatsache, daß für Operationen mit verwandtem Zweck die Entfernungen Sedan—Abbeville und Sinyang—

Sintienpu mit je rund 250 km die gleiche war; bezeichnenderweise sind die Worte: „Blitzkrieg“ und „Reichsblitzkrieg“ im deutschen Wortlaut in die anglo-japanische Presse übergegangen. Aber mit Recht wird der ungeheure Unterschied in der Wegsamkeit hervorgehoben, die Tatsache, daß chinesische und französische Hinterlandtiefe grundverschieden sind und ein Reduit von der Art der Chungkingregierung den Westmächten durchaus fehlt, wenn auch Marschall Chiang Kai Shek ein diesen Westmächten ähnlicher Gebrauch des drahtlosen Dienstes zur Täuschung vorgeführt wird.

Nicht die in großasiatischen Raumweiten denkenden Japaner und Russen wie Chinesen, wohl aber die Abendländer vergessen leicht, daß dem Marschall in Chungking außer den nun verblockten indochinesischen und birmanischen Zufuhrlinien der Westmächte nicht nur die Karawanenwege und Autostraßen Hochasiens mit ihren enormen Weglängen, sondern für Eil- und Hochwertverkehr auch seine Anschlüsse an das Sowjetflugnetz über Chami—Alma Ata und durch die Äußere Mongolei nach Irkutsk zur Verfügung stehen und damit der Schnellverkehr über das 142 000 km Zivilluftverkehrsnetz der Sowjets nach deren Westausfallpforten in den neuen Gebieten und bis Stockholm, Berlin und Sofia. Die „Prawda“ vom 18. 8. teilt in berechtigtem Stolz mit, daß die Moskauer Zeitungen schon am Ausgabetag in Tallin, Riga, Kaunas, Tschernowitz und Kischinew zugestellt werden. Die 3576 km Moskau—Alma Ata (bei gutem Willen in 15 Stunden durchflogen), die 4538 km Moskau—Irkutsk, 5—6 Tage Eisenbahnfahrt, sind, wenn die Sowjets wollen, und noch mehr, wenn ihre Militärflugfahrt will, auf einen Tag zurückgeführt. Nicht nur der Raumriese USA., auch der Raumriese SSSR. ist reichlich auf ein Fünftel seiner früheren ungefügen Raumbewältigung verringert, d. h. unendlich viel handlicher und lenksamer geworden. Der Flug Berlin—Chungking ist jüngst in der DAZ. anmutig beschrieben worden; die Hemmungen unterwegs stehen im Belieben der Sowjets und sind von ihnen ebenso leicht zu beheben wie auszudehnen, worüber vielseitigste Erfahrungen in beiden Richtungen vorliegen.

Einstweilen gehen die japanisch-russischen Abgrenzungen günstig vorstatten. Aber mehr und mehr verbreitet sich die Meinung, daß die Menschen, die China in seinem heutigen Zustand regieren können, auch innerhalb eines erneuerten Ostasien, sehr selten sind, und daß Marschall Chiang Kai Shek und seine Frau zu diesen wenigen gehört haben, während der Kreis um Wang Tsching Wei seine Fähigkeit dazu erst beweisen muß.

Die Luftflotte der Sowjets leistet mehr als der Plan von ihr erwartet hat, auch für die Landwirtschaft, die Seuchenbekämpfung und viele andere Nebenzwecke. Ähnliches könnte für das unzulänglich aufgeschlossene Riesenland der Gelben Erde eine chinesische Luftflotte leisten, wenn man sie gewähren ließe. Eisenbahn und Kraftwagen kommen dafür zu spät; geregelter, hochwertiger Luftverkehr kann die rettende Tat noch wirken.

Als ich vor vielen Jahren, beim ersten Nachkriegsversuch von Deutschland aus, Japan und Rußland zu dauernden Grenzvereinbarungen zu bringen, mit einem leitenden Staatsmann der SSSR. über die damals tobenden Hungersnöte als Folge von Dürren sprach, die jenerzeit Südostrußland und China heimsuchten und Millionenopfer forderten, da sagte er: „Bei uns und in China sind immer Menschen verhungert, manchmal waren es Hunderttausende, und manchmal waren es Mil-



lionen. Das war auch so zur Zarenzeit, unter den großen Mongolen und Tataren. Aber wir haben doch die richtige Methode.“ Er hatte in einem recht, daß die einzige rettende Methode gegenüber der Übergewalt des unbeherrschten Raumes und seiner Tücken die Raumbewältigung durch höchste Steigerung der Verkehrsleistung war.

Zu ihr reichten für die eurasiatischen Riesenflächen weder Eisenbahnen noch Straßen wegen ihrer langsamen Bauzeiten, der ehemals nur von außen ausreichend fließenden Mittel aus. Aber das Flugwesen bot wenigstens die Möglichkeit der raumüberwindenden, auch den subarktischen Verhältnissen gewachsenen Überschau. Und da öffnete sich eine gute Seite der „*shirokaja natura*“, der breiten russischen Seele, wenn sie auch jeweils um Jahrzehnte später, als der Yankee seinen Westen, ihren Osten verkehrstechnisch überspannte.

China hat in seinem ersten revolutionären Taumel nicht begriffen, daß es der Deutsche Junkers mit seinem Eurasia-Flugnetz war, der ihm die rettenden Fäden in die Hand geben wollte, während die USA. nur ihr unsichtbares Reich im Fernen Osten damit zu verfestigen gedachten. Jetzt rühren die sichtbaren Hände des Fernen Ostens selbst an dieses unsichtbare Reich; und nun wird der milde Verbreiter des Christentums und Warenagent im Nebenamt plötzlich böse. Denn ein neu organisiertes Ostasien könnte das Dollarnetz zerreißen!

Es gab eine Zeit, wo sich als rein kulturpolitisches und wohl auch wirtschaftlich zu gestaltendes Unternehmen eine Fluglinie Berlin—Orient—Teheran—Kabul—China—Japan als Eurasia-Stammlinie gut hätte einrichten lassen; und einmal eingelegt, wäre sie auch wahrscheinlich in bewegteren Tagen zu halten gewesen zwischen den Südrandwegen der britischen, niederländischen und französischen Südostasienlinien und den transeurasiatischen der Russen auf Alma Ata, Irkutsk und weiter nördlich. Sie ist ein Opfer kleineuropäischer Kurzsichtigkeit und Blickenge gewesen, und Junkers, der sie schaffen wollte, ist darüber weggestorben.

Der Selbstbestimmungswunsch, die Unabhängigkeitserklärung Ostasiens aus japanischem Mund — nicht nur für China, Japan und die Mandschurei, sondern auch für Indochina, Thai und die Südsee — tritt als einer der bedeutsamsten Entwicklungsvorgänge unserer Zeit in das helle Licht der Weltgeschichte. Wir haben ihn als unaufhaltsam kommend vor fast zwanzig Jahren in einer Schrift: „Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung“ (Kurt Vowinckel Verlag) aufgezeigt und vorhergesagt. So ist es gekommen, obwohl es damals in Mitteleuropa niemand wahrhaben wollte. Dieser Vorgang steht in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Unabhängigkeitskrieg des Abendlandes und dem Gewährenlassen beider durch Sowjeteurasien. Eine schmale anglokeltische und jüdische Machtschicht mit den Schwerpunkten in der City und in Wallstreet und Frankreich als europäischem Büttel hatte versucht, durch Verewigung der Versailler Diktate in der ganzen Welt das Oberste an Leistung von Blut und Schweiß der übrigen Großvölker abzuschöpfen und zu einem tragen und üppigen Rentnergenußleben zu verwerten. Damit waren diesselts und jenseits des Nordatlantik zwei Pyramiden auf die Spitze gestellt, so geschickt man eine breite Menschheitsbasis in Genf vorzutäuschen suchte.

Der Betrug zerbrach in Ostasien und im Abendland fast gleichzeitig, weil die meistgeschädigten Völker, ob sie nun sogenannte „Besiegte“, wie die Verbündeten von Rapallo, oder als geprellte „Alliierte“, wie Italien und Japan, auf die Länge

das Schmerzgefühl bei großer Enge als ermüdend empfanden und sich gegen den Gedanken auflehnten, es dauernd tragen zu sollen. Diese Aufrührerbewegung erfaßte gleichmäßig den atlantischen wie den indopazifischen Raum und zwang dadurch USA. wie SSSR., zu den Mächten der Erneuerung gegenüber den Mächten des Beharrens Stellung zu nehmen, wie wir das in der „Weltpolitik von heute“ als Leitgedanken hingestellt haben. Dabei hat der revolutionäre Wirbel gewiß viele Errungenschaften mit in Gefahr gebracht, deren Erhaltung allen am Herzen lag. Es ist die Schuld des starren status quo und seiner Verteidiger um jeden Preis, wenn es heißen mußte: „Flectere si nequeo superos Acheronta movebo!“ (Hören die Oberen nicht, kommt die Unterwelt in Bewegung.) — Wehe, wenn in Südostasien ein Appell an die Gewalt — in groben U.S.A.-Noten angedeutet — die ganze Wucht der rächenden Unterwelt entfesselt!

## SINTESI GEOPOLITICHE - N. 15: L'AFRICA BIANCA



Typ einer italienischen geopolitischen Schwarz-Weiß-Karte: Das weiße Afrika

Die bis zum Rand des Wüstengürtels vordringende Nordgrenze der Negerbesiedlung und die nach Süden hin vordringende Grenze des Islam geben die Grundtatsachen, denen in Form von Kreisen die derzeitige europäische Besiedlung und die Machtrichtung der europäischen Kolonialmächte gegenübergestellt wird.



## S P Ä N E

### der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Die nachfolgenden Zahlen werden unseren Lesern angesichts der Umsiedlung willkommen sein.

„Das Deutschtum in Bessarabien“ von Dr. Karl Stumpp. Entnommen aus „Deutsche Post aus dem Osten“, 12. Jahrg. Heft 8, August 1940.

Bessarabien ist von einem wahren Völkergemisch besiedelt. Die russischen und rumänischen Volkszählungen weisen wesentliche Unterschiede auf:

	1897 (Rußisch)	1919 (Rumänisch)
Gesamtbevölkerung.....	1 985 452	2 631 000
Rumänen.....	921 256 (48%)	1 683 000 (64%)
Ukrainer.....	379 341 (20%)	254 000 (10%)
Russen.....	158 704 (8%)	134 000 (5%)
Deutsche.....	58 380 (3%)	79 000 (3%)
Bulgaren.....	102 577 (5%)	147 000 (4%)
Juden.....	141 175 (12%)	267 000 (10%)
Verschiedene.....	85 157 (4%)	67 000 (4%)
Bevölkerungsdichte.....	36,9	59,2

Die Deutschen leben hauptsächlich im Kreis Akkerman (Cetatea-Alba), dann Bender (Tighina), Kagul (Cahul), Ismail und Kischinew; im nördlichen Bessarabien gibt es nur wenige deutsche Dörfer.

Die Ansiedlung der Deutschen in Bessarabien begann 1814 und schloß im Jahre 1842 ab. Die Einwanderer kamen teils aus Polen, teils unmittelbar aus Deutschland, vorwiegend aus Württemberg.

Die eingewanderten Familien stammen aus:

Württemberg.....	1012	Ungarn.....	20
Polen.....	795	Mecklenburg.....	18
Preußen.....	339	Dänemark.....	1
Bayrisch-Schwaben	102	Schweiz.....	?
Baden.....	41		

Die deutsche Bevölkerungszahl gestaltet sich folgendermaßen:

Jahr:	Seelenzahl	Geburtenziffer	Sterbezah	Überschuß	Eheschl.
1863	25 210	71,71	35,85	18,37	8,2
1897	58 380	47,60		18,02	9,00
1926	68 399	36,46	18,09	14,87	9,10
1930	72 086	32,36	14,34	15,21	?
1934	77 893	32,04	15,89		
1938	81 403	30,36	15,15		

Im Jahre 1940 beläuft sich die Zahl der Deutschen in Bessarabien einschließlich der

4 katholischen Dörfer auf rund 86 000, d. h. die deutsche Bevölkerung hat sich seit der Ansiedlungszeit (1814 bis 1842) von 24 150 auf 86 000 erhöht.

Dabei muß noch die starke Auswanderung berücksichtigt werden. Für die Zeit 1857 bis 1927 konnten 19 152 Auswanderer namentlich erfaßt werden. Die wirkliche Zahl darf auf 24 000 bis 26 000 angenommen werden. der Hauptauswanderungsstrom ging nach Nordamerika (Nord- und Süddakota), dann Südamerika, Rußland, Kaukasus, Rumänien und Deutschland.

Die Bevölkerungsentwicklung zeugt von einer gesunden biologischen Kraft des Bessarabiendeutschums. Dies kommt auch im Altersaufbau und der Kinderzahl zum Ausdruck:

Altersaufbau:		
0—15 Jahre	45,7 v. H.	Kinderlose Ehen 4 v. H.
16—50	39,9	Ehen m. 1 Kind 7
über 50	14,4	„ „ 2—3 „ 20
		„ „ 4—6 „ 60
		„ „ über 6 „ 9

In den 125 Jahren hat sich die deutsche Bevölkerung Bessarabiens rein deutsch erhalten. Mischehen kamen so gut wie nicht vor. (In der ganzen Siedlungsgeschichte kommen nur 2 Fälle vor, wo ein deutscher Arzt eine Jüdin und ein deutsches Mädchen einen Juden geheiratet hat.) Auch Mischehen mit Russen und Rumänen sind in den bauerlichen Siedlungen nie vorgekommen. Nur in den Städten und Marktflecken kamen vor allem in den letzten Jahren ganz vereinzelt Mischehen vor. Man wird die Zahl der Mischehen auf insgesamt höchstens 100 veranschlagen können, was bei 86 000 Seelen oder rund 15 000 Familien einen kaum erwähnenswerten Hundertsatz ausmacht.

Auch die deutschen Siedlungen haben sich bis zum Weltkrieg, mit Ausnahme der drei Marktflecken Tarutino, Arzis und Sarata rein deutsch erhalten. In den letzten Jahren ist der Anteil der nichtdeutschen Bevölkerung größer geworden, jedoch noch unbedeutend. In den Familien wird ausschließlich deutsch gesprochen. Eine sprachliche Russifizierung oder Rumänisierung ist keinesfalls eingetreten.

## Kurznachrichten

**ÄGYPTEN.** — In unmittelbarer Auswirkung des ital. Vormarsches in Ä. traten vier englandfreundliche Minister des ägypt. Kabinetts zurück. — Am 23. 9. wurde Standrecht verhängt und der „Zustand der drohenden Kriegsgefahr“ verkündet.

**AUSTRALIEN.** — Zahlreiche australische Tochtergesellschaften britischer Firmen wurden an die USA. verkauft.

**BRITISCH-INDIEN.** — Die Kongreßpartei versicherte England ihrer Sympathien, lehnte aber eine Kriegsunterstützung ab. Der Exee

ktivausschuß ermahnte die Organisationen, einstweilen vom bürgerlichen Ungehorsam abzusehen.

**BULGARIEN.** — Am 7. 9. wurde in Krajowa der bulg.-rumän. Vertrag über die Rückgabe der Süddobrukscha an B. unterzeichnet. B. erhält ein Gebiet von 7726 qkm mit 378 000 Einw. und den Städten Silistra und Baltschik. Die bulg. Minderheit in der Norddobrukscha und die rumän. Minderheit in der Süddobrukscha werden zwangsumgesiedelt. Der Einmarsch der bulg. Truppen begann am 21. 9. — In B. wurden die Freimaurer aufgelöst.

**CHINA.** — Frau Tschiang-Kaischek reiste nach den USA.

**DÄNEMARK.** — Zwischen D. und der USSR. und D. und Italien wurden am 18. 9. Handelsverträge abgeschlossen.

**DEUTSCHES REICH.** — Der Luft- und Blockadekrieg gegen England ist in vollem Gange. In der Nacht zum 26. 8. griffen brit. Flugzeuge zum erstenmal Berlin an. Auch in anderen Teilen Nord- und Westdeutschlands setzten die Briten die Bombardierung ziviler Ziele fort, wobei u. a. die Krankenanstalten von Bethel, mehrere Lazarette, Kirchen und Kulturdenkmäler getroffen und beschädigt wurden. In Bethel fielen 11 Kinder der britischen Kampfmethodik zum Opfer. Diese Methoden veranlaßten den Führer, in seiner Rede zur Eröffnung des Winterhilfswerks am 4. 9. gründliche Vergeltungsmaßnahmen anzukündigen. Der Vergeltungs-Großangriff setzte auf London am 7. 9. ein und ist z. Z. (27. 9.) mit ununterbrochenen Tag- und Nachtangriffen noch im Gange. Ein Großteil der kriegswichtigen Einrichtungen Londons ist bereits vernichtet. Die Angriffe der Luftwaffe richteten sich auch mit steigender Heftigkeit gegen den gesamten übrigen Raum der brit. Insel; erstmalig wurde auch Nordirland bombardiert. Im August wurden 1354, in der 1. Septemberwoche 481, in der 2. Septemberwoche 261 bestätigte Abschüsse brit. Flugzeuge erzielt. Im August wurden insgesamt 600 000 Tonnen feindlichen oder dem Feinde dienstbaren Schiffsraumes versenkt. Bis jetzt wurden von den deutschen U-Booten 3,12 Mill. BRT. versenkt. Aus Frankreich sind die letzten deutschen Kriegsgefangenen Ende August zurückgekehrt. — Rumänien und Ungarn, die sich in den Verhandlungen um einen friedlichen Ausgleich der zwischen ihnen schwebenden Bevölkerungs- und Territorialfragen nicht einigen konnten, baten die beiden Achsenmächte um einen Schiedsspruch, über den in Wien am 28. und 29. 8. in Anwesenheit des ital. Außenministers, des Ministerpräsidenten und Außenministers Ungarns und des rumän. Außenministers verhandelt und der am 30. 8. verkündet wurde. Danach

wurde das nördl. Siebenbürgen von Rumänien an Ungarn zurückgegeben. Die neue Grenze verläuft von einem Punkt an der bisherigen Grenze südwestl. Salonta aus 10 km südöstl. an Großwardein vorbei, dann südl. der Eisenbahn Großwardein—Klausenburg, südl. um Klausenburg, 30 km nordnordwestl. von Neumarkt, 22 km nordöstl. Kronstadt und erreicht am Karpatenkamm die ungar.-rumän. Grenze vor dem Weltkrieg, mit der sie bis zur Sowjetruss. Grenze übereinstimmt. Die Bevölkerungsteile in den beiden Gebieten Siebenbürgens erhielten ein Optionsrecht. Beide Staaten nahmen den Schiedsspruch an. Die ungar. Truppen überschritten die Grenze am 5. 9. und beendeten die Besetzung am 13. 9. — Im Zusammenhang mit dem Schiedsspruch übernahmen Deutschland und Italien die Garantie für die Integrität und Unverletzlichkeit des rumän. Staatsgebietes. — Anlässlich der Wiener Verhandlungen wurden zwischen dem Reich einerseits und Ungarn und Rumänien andererseits Abmachungen über den Schutz der deutschen Volksgruppen in den beiden Staaten getroffen: die rumän. Regierung verpflichtete sich, die deutschen Volksangehörigen den rumän. Volksangehörigen gleichzustellen und die Stellung der deutschen Volksgruppe weiter auszubauen. Die ungar. Regierung verpflichtete sich, dafür Sorge zu tragen, daß den Angehörigen des ungarländischen Deutschtums aus dem Bekenntnis zu Volkstum und Nationalsozialismus keine Nachteile erwachsen; daß die deutsche Volksgruppe das Organisationsrecht und das Recht zur Berufsausübung unter den gleichen Bedingungen wie andere Staatsangehörige ausüben können; daß die Angehörigen der Volksgruppe entsprechend deren Bevölkerungsanteil bei der Besetzung ungar. Behörden und Selbstverwaltungskörper berücksichtigt werden; daß die deutschen Kinder die Möglichkeit zum Besuch volksdeutscher Schulen erhalten und ein volksdeutscher Lehrernachwuchs gesichert wird; daß die Angehörigen der deutschen Volksgruppe das Recht auf freien Gebrauch ihrer Sprache in Wort und Schrift erhalten und wo sie mindest ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen, sich auch im amtlichen Verkehr der deutschen Sprache bedienen können; daß das deutsche Genossenschaftswesen ausgebaut werden kann; daß jede Assimilierungspolitik unterbleibt und der freie Verkehr zwischen Ungardeutschen und Deutschland sichergestellt wird. Ferner können die Deutschen in den neuen Gebieten Ungarns innerhalb 2 Jahren für eine Umsiedlung in das Reich optieren. — Mit der USSR. wurde am 31. 8. ein Vertrag über die Regelung der Rechtsverhältnisse an der deutsch-russ. Interessengrenze, am 5. 9. ein Vertrag über die bis zum 15. 11. 1940 durchzuführende Umsiedlung der Deutschen Bessarabiens und



des nördlichen Buchenlands in das Reich geschlossen. Am 23. 9. begannen Verhandlungen mit der USSR. über die Umsiedlung der Litauen-Deutschen, sowie über eine Nachumsiedlung von Volksdeutschen aus Lettland und Estland und die Frage der Entschädigungsansprüche gegen die baltischen Länder aus den früheren Umsiedlungen. — Zwischen dem 5. u. 12. 9. fanden in Wien Verhandlungen zwischen den beteiligten Regierungen über die Frage der Schifffahrt auf der Donau oberhalb Braila statt. Es wurde vereinbart, die Internationale Donau-Kommission zu liquidieren und gemeinsame Maßnahmen zur Sicherung des Fluß-Schiffsverkehrs zu treffen. — Am 16. 9. traf der span. Innenminister Serrano Suñer zu einem längeren Staatsbesuch in Berlin ein. — Der ital. Kolonialminister General Terruzzi weilte ebenfalls zu einem offiziellen Besuch im Reich. — Am 18. 9. begab sich Reichsaußenminister v. Ribbentrop nach Rom, wo Besprechungen über die Neuordnung Europas und Afrikas stattfanden. — Am 27. 9. wurde in Anwesenheit des ital. Außenministers und des jap. Botschafters in Berlin ein Drei-Mächte-Pakt zwischen dem Reich, Italien und Japan abgeschlossen. Der Pakt, der 6 Artikel umfaßt und für 10 Jahre gilt, sieht die gegenseitige militärische, politische und wirtschaftliche Unterstützung der drei Mächte vor, falls sie von einer Macht angegriffen werden, die nicht in den gegenwärtigen europäischen und ostasiatischen Krieg verwickelt ist. Die Achsenmächte einerseits und Japan andererseits anerkennen gegenseitig die Bestrebungen für eine neue Ordnung in Europa und Ostasien. Das Verhältnis zur Sowjetunion wird durch den Pakt nicht berührt. — Das D. R. einschl. Ostmark, Sudetengau, Memelland, Danzig, Ostgaue, Eupen-Malmedy zählt 89 634 000 Einw., einschl. Protektorat und Generalgouvernement 107 Mill. Einw.

**DEUTSCHES REICH (BESETZTE GEBIETE).** — Am 25. 9. verkündete Reichskommissar Terboven in einer Rundfunkrede in Oslo, daß das norwegische Königshaus und die emigrierte Regierung nicht mehr nach Norwegen zurückkehren werden und eine Betätigung zugunsten des Königshauses und der geflohenen Regierung verboten ist; daß die Tätigkeit des Verwaltungsrates beendet ist und zur Führung der Regierungsgeschäfte kommissarische Staatsräte ernannt wurden; daß die alten politischen Parteien aufgelöst sind und neue Zusammenschlüsse ähnlicher Art nicht geduldet werden; daß der künftige Weg Norwegens zur „Nasjonal Samling“-Bewegung Quislings führen müsse. — In Holland wurden am 7. 9. die Freimaurer aufgelöst. — Im Elsaß wurde nur noch die deutsche Sprache bei Dienststellen zugelassen. Die Jugendverbände wurden aufgelöst und die „Deutsche Volks-

jugend“ als Sammelbecken für die elsässische Jugend geschaffen.

**FRANKREICH.** — Die franz. Regierung hat die diplomatischen Vertretungen der Regierungen, die keine Hoheitsgewalt in den von den deutschen Truppen besetzten Ländern mehr ausüben, aufgelöst. — Vom 23. bis 25. 9. unternahmen starke britische Flotteneinheiten einen Angriff auf die franz. Marinebasis Dakar (Senegal) mit Landungsversuchen. Die Briten wurden mit schweren Verlusten von den franz. See-, Luft- und Landstreitkräften zum Aufgeben der Unternehmung gezwungen. Zur Vergeltung unterzogen franz. Lufteinheiten Hafen und Festung Gibraltar vom 24. bis 26. 9. heftigen Bombardements. — Am 6. 9. wurde die franz. Regierung umgebildet, ein engerer Ministerrat gegründet und General Huntziger zum Kriegsminister ernannt.

**GROSSBRITANNIEN.** — Die brit. Regierung hat im August auf diplomatischem Weg abgelehnt, deutschen Seenotflugzeugen und Seenotschiffen (Rotkreuzfahrzeugen) den Schutz des Roten Kreuzes zu gewähren. — Die innere Lage kennzeichnen schnell wachsende Schwierigkeiten in der Versorgung und in den öffentl. Diensten infolge der deutschen Angriffe. — Am 4. 9. wurden die Shetland-Inseln zum Militärgelände erklärt. — 27 britische Versicherungsgesellschaften verlegten ihren Sitz von London nach Newyork. — G. und die USA. schlossen einen Tauschvertrag, in dem G. auf fast allen seinen Besitzungen an der atlant. Küste Amerikas dem USA. Pachtrechte für 99 Jahre zur Errichtung von Marine- und Luftstützpunkten einräumte, wogegen die USA. 50 überaltete Zerstörer an G. abtraten.

**INDOCHINA.** — Siehe unter Japan.

**ITALIEN.** — Über die diplomatischen Ereignisse s. u. Deutsches Reich. — Am 1. 9. nahmen die ital. Truppen den brit. Stützpunkt Buna in Kenia. — Am 15. 9. meldete der ital. Wehrmachtsbericht den Beginn des ital. Vormarsches über die ägypt. Grenze in der Cyrenaika. — Am 16. 9. wurde die Einnahme von Sollum, am 18. 9. die Einnahme von Sidi el Barani gemeldet. Die Kriegsführung im Mittelmeer stand im Zeichen ständiger Luftbombardements auf die brit. Häfen und Basen von Malta bis Aden. Die ital. Wehrmacht hat in den ersten drei Kriegsmonaten 373 brit. Flugzeuge vernichtet und 31 brit. Schiffe versenkt. — Das zwischen Albanien und Griechenland entmilitarisierte Gebiet wurde wieder von ital. Truppen besetzt.

**JAPAN.** — Die Verhandlungen zwischen Mandschukuo und der USSR. in Tschita über die Grenzziehung im Nomonhan-Gebiet wurden Ende August erfolgreich abgeschlossen. — Anfang Sept. wurden in Nanking Verhandlungen über einen Pakt zwischen J. und der

Wangtschingwei-Regierung erfolgreich beendet. — Am 22. 9. wurde zwischen J. und Frankreich ein Abkommen unterzeichnet, das J. eine Reihe von Rechten in Indochina zur Durchführung des Feldzuges in China einräumt. Auf Grund des Abkommens überschritten jap. Truppen die indochines. Grenze bei Lungchow am 23. 9. bzw. landeten danach in Haifong. — In J. traf eine thailändische Freundschaftsmission unter Führung des Stellvertr. Verteidigungsministers ein. — Am 30. 8. begab sich eine jap. Delegation nach Batavia zu Wirtschaftsverhandlungen mit Niederländisch-Indien.

**RUMÄNIEN.** — Über die Gebietsregelung mit Ungarn s. u. Deutsches Reich. — Im Zusammenhang mit den außenpolitischen Ereignissen brach die schwelende Krise im Innern aus. Das Volk wandte sich gegen die englandhörige Politik König Carols. Der König sah sich zum Nachgeben gezwungen und ernannte den der Eisernen Garde nahestehenden General Antonescu zum Ministerpräsidenten mit außerordentlichen Vollmachten (5. 9.). Zugleich wurde die Verfassung vom Februar 1938 aufgehoben, das Parlament und der Kronrat aufgelöst. Am 6. 9. dankte König Carol zugunsten seines Sohnes Michael ab. Der Exkönig begab sich nach Portugal. Die an verschiedenen Stellen des Landes aufgetretenen Unruhen konnten beigelegt werden. Am 15. 9. bildete General Antonescu das neue Kabinett, dem der Kommandant der Eisernen Garde, Horia Sima, als Vizepräsident angehört. Gleichzeitig wurden die neuen Staatsgrundsätze verkündet: Rumänien ist ein national-legionärer Staat und die legionäre Bewegung (Eiserne Garde) die einzige anerkannte Bewegung in R. Antonescu ist Chef des Staates und Sima Kommandant der legionären Bewegung. Außen-

politisch bekennt sich R. zur Achse. — R. zählt nach den Abtretungen 13 291 000 Einw. **SCHWEDEN.** — Bei den Reichstagswahlen am 15. 9. gewann die soz.-dem. Partei 22 Mandate und verstärkte damit ihre absolute Mehrheit im schwed. Reichstag.

**SCHWEIZ.** — Der eidgenössische Bundespräsident empfing am 10. 9. die Vertreter der Nationalen Bewegung der Schw. in offizieller Audienz.

**SÜDAFRIKANISCHE UNION.** — Der frühere Ministerpräsident General Hertzog beantragte im Parlament sofortige Friedensverhandlungen mit Deutschland und Italien, weil der Krieg für England hoffnungslos verloren sei. Der Antrag wurde mit 83 gegen 65 Stimmen abgelehnt.

**TÜRKEI.** — Die T. errichtete an ihrer bulg.-griech. Grenze eine Zone, die von Ausländern nicht betreten werden darf.

**UNGARN.** — Über die Gebietsregelung s. u. Deutsches Reich. — Am 3. 9. wurde erstmalig ein Handelsvertrag zwischen U. und der USSR. abgeschlossen.

**VER. STAATEN VON NORDAMERIKA.** — Der Bundessenat beschloß, die Zahl der Wehrpflichtigen im Frieden auf 900 000 Mann zu beschränken. — Die USA. pachteten die Galapagos-Inseln von Ekuador auf 99 Jahre. Mit Peru wird über die Abtretung militärischer Stützpunkte noch verhandelt. — In Washington wurden zwischen den USA., England und den Dominien Australien, Neuseeland und Kanada Verträge abgeschlossen, die eine friedliche Regelung von Streitfragen zwischen den beteiligten Staaten vorsehen. — Den Patrouillendienst in den Gewässern von Schanghai versehen jetzt die USA. an Stelle der Engländer. — Siehe auch Großbritannien.

(Abgeschlossen am 28. 9. 1940.)

## EINZELBESPRECHUNGEN

**Wolf Schenke: Reise an der Gelben Front.** Gerhard Stalling, Oldenburg 1940. 336 S., 24 Abb., 2 Karten. RM. 6,50.

Eine politisch-wissenschaftlich wie wehrpsychologisch ausgezeichnete, gleich gut gezeichnete, wie geschilderte ungeschminkte und doch abstandhaltende Quelle von hohem Rang über die wirklichen Vorgänge während der entscheidenden Wendungen der chinesisch-japanischen Verwicklung. Führer und Massenwerte sind ohne jede falsche Übertreibung mit überzeugender sachlicher Kraft und Wärme gezeichnet; schwer durchschaubare Persönlichkeiten, die Licht- und Schattenseiten des durchhaltenden, genügsamen und zähen chinesischen Soldaten, die Schattenseiten der

durch USA.-Erziehung verdorbenen, schon vorher genügend überheblichen und wehrscheuen früheren chinesischen Intelligentsija und ihre Wandlung zum Guten oft mit wenigen Zeilen — aber so, wie sie der Soldat und Staatsmann braucht und kennen muß. Ein Buch von einem solchen Wert, auch nebenbei der ganz ungesucht durchleuchtenden Persönlichkeit des Verfassers, daß es im Luftschutzkeller vollständig die Albernheit der Lage und den Spektakel draußen vergessen läßt, und als Quelle und Zeugnis für eine wichtige Wandlungsperiode Ostasiens noch herangezogen werden wird, wenn die Konjunktur-Fernostbücher längst Makulatur geworden sind.

K. H.



**Bruno Amann: Der Sinn unseres Krieges.** Verlag Karl Kühne, Wien-Leipzig. 138 S.

**Johannes Kühn: Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges.** Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg-Berlin-Magdeburg. Schriften zur Geopolitik, Heft 19, 72 S., 1 Karte.

Zwei Überschriften so hohen Anspruchs und Ranges über zwei schmalen Bänden von 137 und 72 Seiten, aber als Teilveröffentlichungen oder Vorabdrücke, als vorausgeworfener Wesensgehalt des Ertrags jahrzehntelanger geistiger Arbeit um den Vorschatten unvermeidlicher Auseinandersetzung werden der jungen Macht gegen die 1919 noch einmal angespannte rostige Kette einer schnell alt gewordenen Zivilisation und ihrer Macht-Schlagworte: sie haben ein Eigenrecht zur Sonderwürdigung gerade als Zeichen der Zeit vom Standpunkt der Geopolitik. Denn es ist ja nicht nur das Ringen um Gestalterneuerung durch junge Macht- und Kulturträger im Abendland allein zwischen dem Druck der „Räuber des Meeres und der Steppe“, wie es jene beiden Standwerke, so schmal sie scheinen, erfüllt; sondern es handelt sich um

eine Erneuerungserscheinung, die rings um die ganze Alte Welt ihr einen neuen Kultur- und Machtsinn geben will, die am lebensvollsten nächst dem Abendland die Neugestaltung Ostasien ergreift. Naher und Mittlerer Osten müssen beiden dabei aus geopolitischer Zwangsläufigkeit folgen. Die raumgewaltige Macht der Sowjetbünde scheint die neue Entwicklung verstanden und anerkannt zu haben, zumal sie dabei raumpolitisch auf ihre Rechnung kommt; Amerika ist noch unschlüssig: im Norden unter parasitärem und westmächtigem Schlagworteinfluß, in Mitte und Süden von einem Instinkt junger Bildungen vor beidem gewarnt.

In Büchern, wie denen von Amann und Kühn, müßte sich eigentlich jeder denkende Zeitgenosse, der von geopolitischer Schulung herkommt, mit dem größten Vorgang seines Gemeinschaftslebens auseinandersetzen; wo er es nicht kann, müßte er sich ihrer als Führer, als Anleitung bedienen, um zu der Weite des Verstehens zu kommen, die einer solchen gedrängten Auseinandersetzung mit dem Sinn des Zeitgeschehens würdig ist.

K. Haushofer.

## GUSTAV FUHRMANN

### Rußland, Ostseeraum und Skandinavien

Wohl wenige Räume haben im vorigen Jahre eine solche politische Umwertung erfahren wie die oben genannten. Deutschland hat alte, jahrelang unterbrochene Fäden zum Osten wieder aufgenommen. Der Ostseeraum und Skandinavien, viele Jahrzehnte abseits vom großen und entscheidenden weltpolitischen Geschehen, sind in den Mittelpunkt des Ringens der Mächte gerückt. So finden wir in manchen der besprochenen Bücher, die wegen ihrer Tatsachenübermittlung gleichwohl wichtig bleiben, von der Entwicklung überholte politische Urteile. Die Besprechung selbst kann wegen des Platzmangels nur kurz und stichwortartig sein.

#### Rußland:

**Michael Prawdin:** Tschingis-Chan und sein Erbe 533 S. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.

Zusammenfassung der beiden, bereits früher in Einzelausgaben erschienenen Werke. Packende und wissenschaftlich einwandfreie Darstellung des Aufstiegs der Mongolenherrscher.

**Emanuel Stickelberger:** Der Reiter auf dem fahlen Pferde, 447 S. Verl. J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Anschaulicher Roman über Tschingis-Chan.

**Osteuropäische Forschungen** (Osteuropa-Verlag Königsberg):

Bd. 20: **Werner Philipp:** Ivan Peresvetov und seine Schriften zur Erneuerung des Moskauer Reiches, 123 S.

Bd. 22: **Robert Stupperich:** Staatsgedanke und Religionspolitik Peters des Großen, 110 S.

Bd. 25: **Kurt Forstreuter:** Preußen und Rußland im Mittelalter, 272 S.

Bd. 26: **Heinrich Doerris:** Rußlands Eindringen in Europa in der Epoche Peters des Großen, 188 S.

Sorgfältige historische Untersuchungen über die Auseinandersetzungen Rußlands mit Mitteleuropa, die die wertvollen Veröffentlichungen der Reihe ausgezeichnet ergänzen.

**Wolfgang Hoffmann-Harnisch:** Die große Katharina, Geschichte einer Karriere, 413 S. Drei Masken Verlag.

Historischer Roman, bei dem das Persönliche die Politik weit in den Hintergrund drängt.

**Graf Alfred Keyserling** erzählt ..., 396 S. Ostverlag der Buchhandlung Pritaeis Kaunas und Leipzig.

Der Bericht eines reichbewegten Lebens aus der Zeit des zaristischen Rußlands und des Weltkriegs mit lebendigen Schilderungen Ostsibiriens.

**Konstantin W. Sakharow:** Die verratene Armee 437 S. Hellmut Reicherl-Verlag, Berlin.

Einer der Führer der Koltschakarmee gibt eine zusammenfassende Darstellung der Kämpfe zwischen Weiß und Rot.

**Volkwart John:** Brest-Litowsk, Verhandlungen und Friedensverträge im Osten (Beiträge zur Geschichte der Nach-Bismarckschen Zeit und des Weltkriegs Neue Folge, Heft 15), 149 S. Verl. Kohlhammer Stuttgart.

Wissenschaftliche Darstellung der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk mit Abdruck der Verhandlungsprotokolle, wertvollem Literaturverzeichnis, Zeit- und Register.

**Valentin Skidelsky:** Die russische Revolution 1. Buch: Adelsherren und Bauernvolk, 128 S. Amatheo-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien.

Skidelsky führt die russische Revolution auf das zaristische Rußland nicht gelöste Verhältnis zwischen Adel und Bauer zurück. Teilweise kühne und nicht genügend unterbaute Behauptungen.

**J. Golowanjuk:** Mein goldener Weg aus Samarkand 327 S. Holle und Co., Verlag, Berlin.

Bericht einer abenteuerlichen Flucht aus Rußland zur Zeit der Revolutionswirren.

**Jakob Stach:** Das Deutschtum in Sibirien, Mitteleuropa und dem Fernen Osten von seinen Anfängen bis in die Gegenwart (Schriftenreihe der Stadt der Au-

landsdeutschen, Bd. 3), 294 S. Verl. Kohlhammer, Stuttgart.

Pfarrer Stach bringt in ausführlicher Darstellung und zum Teil aus eigener Forschung die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der deutschen Volksgruppen in Sibirien; gutes Literaturverzeichnis, Register und Karten.

**Michael Rosenberg:** Die Schwerindustrie in Russisch-Asien (Schriften des Instituts für Osteuropäische Wirtschaft Königsberg), 260 S. Volk und Reich-Verlag, Berlin.

Eingehende Untersuchung von Vorbedingung, Planung und Ausführung des Ural-Kusnezker Kombinars unter starker Auswertung sowjetrussischer Quellen.

**Hans Wichmann:** Vormilitärische Ausbildung in Frankreich, Italien und der Sowjetunion (Veröffentlichungen des Instituts für allgemeine Wehrlehre Berlin, Heft 3), 109 S. Hanseat. Verl. Anstalt, Hamburg.

Klar und übersichtlich geschriebener Überblick über die vormilitärische Ausbildung in den drei Großmächten Frankreich, Italien und der Sowjetunion.

**Oskar von Niedermayer:** Wehrgeographische Betrachtung der Sowjetunion (Schriften zur Geopolitik, Heft 4), 11 S. Kurt Vowinkel, Verlag, Heidelberg.

Kurze und konzentrierte Studie des bekannten Wehrpolitikers und guten Kenners Rußlands.

**Erwin Haudan:** Das Motorisierungspotential der Sowjetunion (Veröffentlichungen des Instituts für allgemeine Wehrlehre Berlin, Heft 1), 137 S. Hanseat. Verlagsanst. Hamburg.

Unter gewissenhafter Abwägung sowjetrussischer Quellen aufgebaute Untersuchung des Standes der Motorisierung, der hierfür erforderlichen Rohstoffbeschaffung und des Straßenausbaus der Sowjetunion.

**Artur W. Just:** Die Sowjetunion. Staat, Wirtschaft, Heer, 138 S. Junker und Dünhaupt, Verlag, Berlin.

Der langjährige Auslandskorrespondent deutscher Zeitungen in Moskau gibt eine mitunter kritische Darstellung Sowjetrußlands allgemeinverständlicher Art.

#### Ostseeraum und Skandinavien:

**William Sommer:** Geschichte Finnlands, 311 S. Verl. Oldenbourg, München-Berlin.

Ausgezeichnete Gesamtdarstellung der finnischen Geschichte auf wissenschaftlicher Grundlage.

**Johannes Støye:** Finnland, junger Staat im Aufstieg, 232 S. Schwarzhäupter, Verlag, Leipzig.

Volkstümliche Übersicht über Geschichte, Kultur, Wirtschaft und Politik Finnlands unter Verwertung der Eindrücke einer Reise nach Finnland.

**Schlag nach über Skandinavien und Finnland**, 32 S. Bibliographisches Institut AG., Leipzig.

Eine Fülle von Tatsachenmaterial, Statistiken usw. zur ersten Unterrichtung bei billigstem Preis.

**Otto Scheel:** Die Wikinger, Aufbruch des Nordens, 360 S. Hohenstaufen-Verlag, Stuttgart.

Otto Scheel stellt den Aufbruch der Nordgermanen in seiner weltpolitischen Bedeutung dar. Ein gewaltiges Bild der Auseinandersetzung der Wikinger mit der damaligen Welt rollt ab, auch wenn man in Einzelheiten (Winland) anderer Meinung sein kann.

**Fredrik Böök:** Das reiche und das arme Schweden, 270 S. Verl. Reimar Hobbing, Berlin.

Fredrik Böök hat uns mit diesem Buch eines der besten Werke über Schweden geschenkt. Einer der repräsentativen Gelehrten des heutigen Schwedens bringt uns die Probleme seines Landes in Form einer Reisebeschreibung nahe; leicht und angenehm liest

sich das Buch, das wissenschaftlich dennoch gut fundiert ist und eine Fülle des Neuen enthält.

**Eivind Berggrav:** Das unbekannte Norwegen, 159 S. Hoffmann und Campe-Verlag, Hamburg.

Der Bischof von Nord-Norwegen zeigt uns das harte Leben der Menschen nördlich des Polarkreises in Nord-Norwegen und in Spitzbergen.

**Christiane Ritter:** Eine Frau erlebt die Polarnacht, 193 S. Propyläen-Verlag, Berlin.

Die Verf. überwintert in Nordspitzbergen und beschreibt in dichterischer Form Eindrücke und Erlebnisse während dieser Zeit. Für eine etwaige spätere Dauerbesiedlung arktischer Gebiete wertvolle Quelle.

**Baltische Lande:** 1. Band: Ostbaltische Frühzeit, hgg. von Carl Engel, 498 S.

4. Band: 1. Lieferung: Der Bolschewismus und die baltische Front, 104 S. Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Die ersten Bände eines Standwerkes über das Baltikum, mit dem sich das Baltendeutschum ein wissenschaftliches Denkmal gesetzt hat. Wir hoffen, daß trotz der veränderten Lage die Mitarbeiter des Werkes, namhafte Gelehrte, z. T. selbst Baltendeutsche, das mit so schönem Erfolg begonnene Werk vollenden können. Rühmendwert im 1. Band auch die Karten und Bilder.

**F. W. von Oertzen:** Baltenland, eine Geschichte der deutschen Sendung im Baltikum, 338 S. Verl. F. Bruckmann, München.

In lebendiger und überaus klarer Form beschreibt von Oertzen die deutsche Besiedlung und die oft recht komplizierten politischen Ereignisse, soweit sie das Baltenland betrafen, vom Beginn der deutschen Besiedlung bis zur Gegenwart.

**Hans Friedrich Blunck:** Wolter von Plettenberg. Deutschordensmeister in Livland. 284 S. Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg.

Die Gestalt eines der gewaltigsten und bedeutendsten Baltendeutschen wird durch die Dichtung Bluncks der Allgemeinheit nahe gebracht.

**Eugen Freiherr von Engelhardt:** Der Ritt nach Riga, 152 S. Volk und Reich-Verlag, Berlin.

**Walter von Rohrscheidt:** Unsere Baltikumkämpfer, 64 S. Verl. Albert Limbach, Braunschweig.

**Hans von Rinscha:** Die Staatswerdung Lettlands und das Baltische Deutschtum, 176 S. Verl. der AG. „Ernst Plates“, Riga.

Drei Werke, die sich mit dem Einsatze des Balten-deutschtums und der Freikorps zur Zeit der Staatswerdung der baltischen Länder nach dem Weltkriege befassen und die wertvolles Quellenmaterial bieten.

**Rudolf Schulz:** Der deutsche Bauer im Baltikum (Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens, Bd. 15), 148 S. Volk und Reich-Verlag, Berlin.

Wirtschaftsgeographische Studie über die Entstehung eines deutschen Bauernstandes im Baltikum, heute immer noch als historisches Material brauchbar.

**Edna Scofield:** Landschaften am Kurischen Haff (Schriften des Geographischen Instituts der Universität Kiel, Bd. IX, Heft 1), 86 S.

Landschaftsgeographische Abhandlung mit zahlreichen Bildern und Karten.

**Erhard Riemann:** Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze (Schriften d. Albertus-Universität, geisteswiss. Reihe, Bd. 8), 406 S. Osteuropa-Verlag, Königsberg.

Umfangreiche und tiefeschürfende Arbeit zur geographischen Volkskunde Ostpreußens auf Grund ausgedehnter Untersuchungen des Verf. Gute Bilder und Karten.



## RUPERT VON SCHUMACHER

### Schrifttum über Deutschland und Deutschum

#### Südosten

**Leipziger Vierteljahrschrift für Südosteuropa:** Hsg. v. Südosteuropa-Institut der Univ. Leipzig. Vlg. O. Harassowitz, Leipzig.

Die von Prof. Georg Stadtmüller, einem der besten Ostkenner unter der jungen Gelehrten generation, herausgegebene Zeitschrift verdient unsere besondere Beachtung und Empfehlung. Hier liegt ein Instrument hoher wissenschaftlicher Arbeit und zugleich lebensnaher Forschung vor, das vor allem die Aufgabe, den Blick des deutschen Volkes für die großen abendländischen Zusammenhänge zu weiten, in hervorragender Weise erfüllen kann. Aus dem uns vorliegenden 1. Heft des Jahrganges 1939 seien hervorgehoben die Beiträge: „Osmanische Reichsgeschichte und balkanische Volksgeschichte“ von G. Stadtmüller und „Bevölkerungsverchiebungen, Wirtschafts- und Siedlungspolitik Bulgariens“ von Iwan Batakliw.

Ein wertvolles, aus Anschauung und Erleben entstandenes Werk liefert

**Hermann Ullmann:** Die Völker im Südosten. E. Dieterichs Vlg., Jena 1938, 247 S.

Das Buch ist nicht, wie der Titel vermuten ließe, eine lexigraphische Sammeldarstellung, sondern eine geistvolle Deutung des Werdens südöstlicher Geschichte und seiner großen Zusammenhänge.

Als empfehlenswert seien eine Reihe von Spezialarbeiten über den Südosten bezeichnet:

**Walter Schneefuß:** Ungarn. W. Goldmann, Leipzig 1939, 172 S., 2 Karten, RM 3,30.

eine übersichtliche und leichtfaßliche Darstellung der ungarischen Entwicklung besonders in den letzten Jahrzehnten bis zum März 1939.

**Karl Schilling:** Die Entstehung des jugoslawischen Staates. Eine völkerrechtliche Studie. M. Dittert, Dresden 1939, 167 S., RM 5,—, eine sehr gründliche, auf reicher Literaturkenntnis beruhende wissenschaftliche Darstellung eines sehr verwickelten geschichtlichen Vorgangs.

**Martin Urban:** Die Siedlungen Südbalans. F. Rau, Öhringen 1938, 198 S., 50 Abb., 6 Karten, RM 4,—, auf Feldforschung beruhende Erschließung eines wenig bekannten Raumes und Wissensgebietes.

**Alols Hajek:** Bulgariens Befreiung und staatliche Entwicklung unter seinem ersten Fürsten. R. Oldenbourg, München 1939, 418 S., RM 18,—, ein Standardwerk zur bulgarischen Geschichte, mit dem der bekannte deutsche Balkanhistoriker seine umfassenden Werke auf diesem Gebiet fortsetzt.

**Ernst Ebel:** Rumänien und die Mittelmächte von der russisch-türkischen Krise 1877/78 bis zum Bukarester Frieden vom 10. August 1913. E. Ebering, Berlin 1939, 244 S., RM 9,60,

historische Forschungsarbeit vorwiegend auf Grund des diplomatischen und politischen Aktenmaterials.

**Ulrich Wilcken:** Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte. R. Oldenbourg, München 1939, 350 S., 2 Karten, RM 5,50, ein in der 4. Aufl. vorliegendes Lehrbuch der alten griechischen Geschichte nach der allgemeinen Methode, die mit der Darstellung des Alten Orients und Ägyptens beginnt.

**Yakub Kadri:** Der Fremdling. Roman. A. H.

Payne, Leipzig 1939, ein dichterisch starker, jedoch für den deutschen Leser nur mit Erläuterungen lesbarer Roman aus den türkischen Befreiungskämpfen; dem Freund orientalistischer Literatur ein Erlebnis, denn in diesem Roman drückt sich mit seltener Deutlichkeit der Wandel des geistigen Gesichts des türkischen Volks seit dem Weltkrieg aus.

#### Nahosten

**Leopold v. Mildenstein:** Rings um das brennende Land am Jordan. O. Stollberg, Berlin 1938, 240 S. zahlr. Abb., RM 4,80.

**Ludwig Ferd. Claus:** Semiten der Wüste unter sich. Miterlebnisse eines Rassenforschers. Buchmeister-Vlg., Berlin 1938, 154 S., 36 Taf., RM 5,—.

Zwei Reisebücher, von denen das erste heute besondere Beachtung verdient. Mildenstein ergänzt das Palästina buch von Wirsing um einige bemerkenswerte Beobachtungen nach der Journalistischen Seite hin. Seine Beschreibung und bildliche Darstellung der britischen Ölfelder ist um so interessanter, als er wohl den erste Deutsche war, der Gelegenheit hatte, diese „Quellen des flüssigen Goldes“ zu besichtigen und zu studieren. Auch sonst ist aus dem Buch sehr viel aufschlußreiches Beobachtungsmaterial zu entnehmen. Wer sich für die Stätten der kommenden Entscheidungen im Mittelmeerkrieg interessiert, der muß dieses aktuelle Buch zur Hand nehmen, das zugleich als Lesestoff für unsere Soldaten zu empfehlen ist. Auch bei Claus, der die am Rande einer wissenschaftlichen Forschungsreise gemachten Erfahrungen und Beobachtungen erzählt, findet sich viel an politischen Durchblicken in eine dem Deutschen weniger bekannte Sphäre, so daß das Buch einen besonderen, den Leser weit über das Wissenschaftliche hinausgehenden fesselnden Reiz erhält.

#### Nordosten

**Ellinor von Puttkammer:** Frankreich, Rußland und der polnische Thron 1733. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Ostpolitik. Osteuropa-Vlg., Königsberg 1937, 128 S., RM 5,80.

Der um die Kenntnis des Ostens im deutschen Volk verdiente Verlag hat mit dieser Schrift eine Arbeit herausgebracht, die in weitesten politischen und wissenschaftlichen Kreisen Beachtung verdient. Wir möchten so weit gehen, ihr geradezu einen Pionierwert innerhalb der deutschen Geschichtsforschung zu zuweisen, denn in deutscher Sprache ist an den Fingern abzuzählen, was sich mit dem Thema der französischen (und auch der britischen) Ostpolitik befaßt, obwohl darin Zangenpolitik gegen Mitteleuropa eingeschlossen ist. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn der Verlag und sein Verfasserkreis in dieser Richtung weitere geschichtliche Warnzeichen aufstellen würden und auf der Linie der Arbeit von E. v. Puttkammer weiter im Jahre 1907 erschienenen Untersuchung von Kurt Köhler über die orientalische Politik Ludwigs XIV. und der bis jetzt unübertroffenen Darstellung von Lorenz (Türkenjahre 1683) einem großen deutschen Geschichtswerk den Weg bahnen würden.

(Fortsetzung folgt)

# Vorankündigung - Subskription:

Noch vor Weihnachten erscheint das neue große Hauptwerk von

**KARL HAUSHOFER**

## WEHRHAFTES WISSEN

Erfahrungen und Studien über das Zusammenwirken  
von Erdkunde / Wehrwissenschaft und Geopolitik

mit dem Inhalt:

Warum wehrhaftes Wissen?

Meer gegen Festland

Ständische gegen Meerbestimmte

I. Blut und Boden; Raum und Rasse

II. Aufriß und Wehrfähigkeit der Landschaft

III. Die Rolle der Bodenform, des Gebirges in der Wehrgeopolitik

IV. Wehrgeopolitik der Bodenschätze

V. Nasse Fronten. Macht und Strom  
Innenwasserwege und Fluß — wie Küstenwehr

VI. Raumüberwindender Landverkehr

VII. Luftwehr

VIII. Freiheit oder Gebundenheit des Flugverkehrs in Frieden und Krieg. Erde und Klimaschranken

IX. Struktur

X. Innenaufbau und Inlandverstrebung. Zellenfestigkeit. Gaufrage. Gau- und Landverhältnis.

XI. Grenzen

der Wehrgeopolitik

XII. Volksdruck und Verstädterung im

Wehrge dränge

XII. Eurafrika und Eurasien

Kolonialfragen der Alten Welt

XIII. Übervölkische Träume und Wirklichkeiten

Erdteilhafte und meerumspannende Zusammenschlüsse im Lichte ihrer Wehrkraft. Pan-Ideen, Ostasiatische Monroe-Doktrin. Australien als Exempel. „Oslo“-Stimmungen

XIV. Wehrpolitische Außenseiter

Eintypische und mehrtypische. Kulturkreislehre im Lichte der Wehrgeopolitik. Altern die Völker?

XV. Deutscher Lebensraum und seine wehrgeopolitische Erfahrung

XVI. Unterlassungssünden

XVII. Die Probe auf das Beispiel im Ostseeraum

XVIII. Nordische Heerfahrt und das Gesetz der wachsenden Räume

XIX. Westschlag: Auf Leben und Tod in Flandern

XX. Gibt es Erziehung zu wehrhaftem Wissen?

Lexikonformat, fast 400 Seiten Text und über 200 Karten

Bei Vorausbestellung für Leser der Zeitschrift nur RM 15.—

(Preis nach Erscheinen RM 18.—)

**HEIDELBERG / BERLIN / MAGDEBURG**

**KURT VOWINCKEL VERLAG**

Hier abschneiden und einsenden!

An den KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG  
Merken Sie meine Vorbestellung zum Subskriptionspreis von HAUSHOFER /  
WEHRHAFTES WISSEN vor und senden Sie mir das Buch  
nach Erscheinen — durch die Buchhandlung  
Name:  
Anschrift:





**O d a l**

Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber: R. Walther Darré

Hauptchriftleiter: Hermann Reischle

Für den Gesamthalt verantwortlich:

Hanns Deetjen

Odal bringt unter Mitarbeit bekannter Männer aus Politik und Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst grundsätzliche Arbeiten über Agrarpolitik, Geschichte, Bevölkerungspolitik,ucht und Sitte, Monatsberichte über Weltpolitik und Weltwirtschaft, Weltagrarpolitik und Kultur, interessante Randbemerkungen zu aktuellen Fragen und in einem gepflegten Buchbesprechungsteil einen geschlossenen Überblick über das gesamte einschlägige Schrifttum.

Dichtungen und Erzählungen unserer ersten deutschen Dichter bereichern das Heft. Vielfarbige Kunstbeilagen. Ein großer Bilderteil ergänzt wirksam die agrarpolitischen, historischen und unterhaltenden Aufsätze.

Bezugspreis:

Vierteljährlich. . . 3,50 RM

Einzelheft. . . . . 1,25 RM

Bestellungen beim Buchhändler  
oder unmittelbar beim Verlag

**VERLAG BLUT UND BODEN**

Reichsbauernstadt Goslar

## Preußen und Rußland im Mittelalter

Die Entwicklung ihrer Beziehungen  
vom 13. bis 17. Jahrhundert

Von

Staatsarchivar Dr. Kurt Forstreuter

Gr. 8°, XII und 272 Seiten

Kartonierte RM 9.—

„Das, was Forstreuter in seinem Buch an politischen Tatsachen niedergelegt hat, dürfte in derart ausführlicher Zusammenfassung erstmalig in einem Geschichtsbuch veröffentlicht sein. Vor allem wird hier einmal auch die Tätigkeit des Deutschen Ordens sehr übersichtlich und umfassend in seinen Beziehungen zu Livland, Polen und Rußland gegenüber dargestellt.“

National-Zeitung, Essen

## Frankreich, Rußland und der polnische Thron 1733

Ein Beitrag

zur Geschichte der französischen Ostpolitik

Von

Dr. Ellinor v. Puttkamer

Gr. 8°, XII und 116 Seiten

Kartonierte RM 5.80

„Frankreich wurde bereits einmal vor 200 Jahren durch Preußen und Rußland aus der Ostpolitik ausgeschaltet. Doppelt anregend wirkt dieses Buch durch seine Parallelen in der fehlgeschlagenen Ostpolitik des Frankreichs unserer Tage.“

Der Freiheitskampf, Dresden

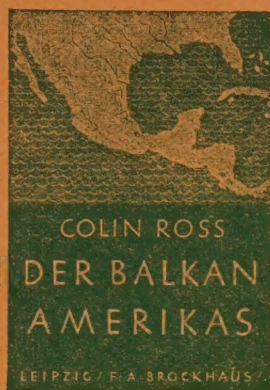
Ausführliche Verzeichnisse kostenlos!

**OST-EUROPA-VERLAG**  
Königsberg (Pr) / Berlin W 62



# COLIN ROSS

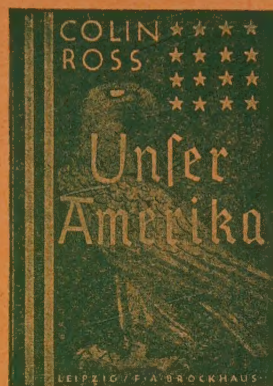
der „Rabe auf Deutschlands weltpolitischen Zäunen“



Die in dem Z. f. G.-Aufsatz  
„Amerika  
und Amerikanismus  
als geistig-seelische  
Phänomene“

von Colin Ross nur ange-  
schnittenen Fragen behan-  
delt der Verfasser ausführ-  
lich in seinen bekannten  
Büchern:

**Das Neue Asien.** Mit 88 Ab-  
bildungen und 7 Karten.  
RM. 4.85, Leinen RM. 6.—



**Amerikas Schicksalsstunde.** Die Ver-  
einigten Staaten zwischen Demokratie  
und Diktatur. Mit 74 Abbildungen u. 1 Karte.  
RM. 4.85, Leinen RM. 6.—

**Zwischen USA. und dem Pol.** Durch  
Kanada, Neufundland, Labrador und  
die Arktis. Mit 71 Abbildungen und  
1 Karte. RM. 4.85, Leinen RM. 6.—

**Unser Amerika.** Der deutsche  
Anteil an den Vereinigten  
Staaten. Mit 6 Karten. RM. 3.—  
Leinen RM. 4.—

**Der Balkan Amerikas.** Mit Kind und  
Kegel durch Mexiko zum Panamakanal.  
Mit 82 Abbildungen und 2 Karten. RM. 4.85,  
Leinen RM. 6.—

**Südamerika, die aufsteigende Welt.**  
Mit 54 Abbildungen und 2 Karten. RM. 4.85,  
Leinen RM. 6.—

**Das Meer der Entscheidungen.**  
Beiderseits des Pazifik. Mit  
97 Abbildungen und 7 Kartenskizzen.  
RM. 4.85, Leinen RM. 6.—



**F.A. BROCKHAUS**

**LEIPZIG C 1**

JOHANNES KÜHN

## Der Sinn des gegenwärtigen Krieges

Schriften zur Geopolitik / Heft 19 — Großoktav, 72 Seiten, kart. RM 1.50

gelangte infolge Herstellungsschwierigkeiten erst ab 15. Oktober  
wieder zur Auslieferung. Vor Weihnachten ist eine weitere  
Neuaufgabe nicht möglich. Bestellen Sie daher bitte sofort.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG



Überall im Zeitungshandel zu haben. Die Deutsche Allgemeine Zeitung kostet 4 Mark 50 monatlich zuzüglich Bestellgeld. Bestellung bei der Post oder beim Deutschen Verlag, Berlin SW 68. Wir liefern unser Blatt Ihren Angehörigen durch Feldpost; mit Ihrer Bestellung bitten wir 4 Mark 50 für einen Monatsbezug einzusenden